This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

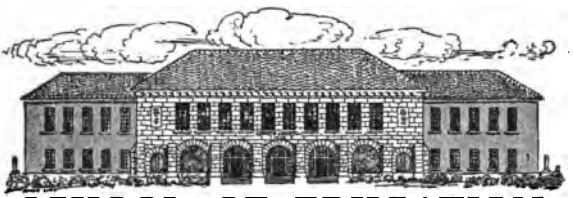
TX 438.41 .F447n
Fick, H. H.
Neu und alt : ein Buch fur die Jugend /
Stanford University Libraries
3 6105 04924 4077

Neu und Alt

Ein Buch für die Jugend

H. H. Fick

AMERICAN BOOK COMPANY



SCHOOL OF EDUCATION
LIBRARY

TEXTBOOK
COLLECTION

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Neu und Alt

Ein Buch für die Jugend

Zuſammengeſtellt von

H. H. Fick

SUPERVISOR OF GERMAN, CINCINNATI PUBLIC SCHOOLS

DEPARTMENT OF EDUCATION
RECEIVED
SEP 9 - 1914
LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY

NEW YORK ·:· CINCINNATI ·:· CHICAGO

AMERICAN BOOK COMPANY

602628
C

COPYRIGHT, 1911
BY H. H. FICK

Neu und Alt

W. P. I

Inhalt.

		Seite
1.	Der Herbst	7
2.	Du guter, alter, lieber Herbst	7
3.	Die ungleichen Brüder	8
4.	Sei folgsam	9
5.	Offener Brief an Knaben und Mädchen	10
6.	Mahnung	11
7.	Wie Goldrute und blaue Astern entstanden	12
8.	Rätsel	13
9.	Einer und noch einer	14
10.	Der goldene Fisch	14
11.	Schneckchen Ohnebein	15
12.	Der deutsche Tag	16
13.	Rätsel	17
14.	Der Bau des Blockhauses	18
15.	Der Truthahn	19
16.	Sprüche	20
17.	Danksagungstag	21
18.	Danksagungsfest	23
19.	Siegfried	24
20.	Knabe und Eichhörnchen	27
21.	Eine frohe Feier	28
22.	Erna und Paul	30
23.	Eine Rechenaufgabe	31
24.	Der Wind	31
25.	Rätsel	33
26.	Das Kind und der Schneeball	34
27.	Wie die Jahreszeiten entstehen	35
28.	Ein Rätsel	35
29.	Kriemhild	36
30.	Warnung	39
31.	Das Christgeschenk	39
32.	Draußen liegt Schnee	41
33.	Was die Schneeflocke erzählt	42

		Seite
34.	Der Eine und der Andere	43
35.	Sprichwörter	43
36.	Des armen Robins Weihnacht	44
37.	Zur Winterzeit	45
38.	Weihnachten	47
39.	Weihnachtslied	48
40.	Was aus dem Weihnachtsbaum geworden ist	48
41.	Das Mädchen mit den Schwefelhölzchen	49
42.	Benjamin Franklin	52
43.	Zu Neujahr	54
44.	Lincoln und das Vogelnest	54
45.	Lincolns Liebe zu seiner Mutter	55
46.	Mein Vaterland	55
47.	Washingtons Erziehung zur Wahrhaftigkeit	56
48.	Brunhild	57
49.	Der Straßenfiedler	60
50.	Der neunundzwanzigste Februar	62
51.	Die beiden Hähne	63
52.	Ein Rätsel	63
53.	Sprüche	64
54.	Die Weidenkätzchen	64
55.	Vom Schneeglöckchen	66
56.	Rätsel	67
57.	Baum und Star	67
58.	Die Raupe	68
59.	Mondamin	68
60.	Der Mais oder das Welschkorn	70
61.	Etzel	71
62.	Die Baumwolle	75
63.	Die Tulpe	76
64.	Nimmgern und Habrecht	77
65.	Sprichwörter	79
66.	Der Apfelbaum	80
67.	Baumpflanzen	81
68.	Der Robin	82
69.	Frühlingsarbeit	83
70.	Die Geschichte vom Teckel	84
71.	Frühlingshimmel	85
72.	Vergißmeinnichts Name	86

		Seite
73.	Ein junger Held	87
74.	Der Funke und der Waſſertropfen	88
75.	Das Mittageſſen im Hofe	88
76.	Gräberſchmückungstag	90
77.	Pfingſten	91
78.	Der Mäuſe Krieg mit den Fröſchen	92
79.	Unſere Fahne	93
80.	Hübſche Antworten	95
81.	Des Sperlings Sommerlied	95
82.	Ein Ausflug	96
83.	Sommerluſt	97
84.	Was die Jahreszeiten bringen	98
85.	Rätſel	99
86.	Freiwillig vergeben	99
87.	Das Blumenpflücken	101
88.	Die Klapperſchlange	101
89.	Das Gewitter	103
90.	Lebensweisheit	104
91.	Die beiden Ähren	105
92.	Sprichwörter	107
93.	Der Urwald	108
94.	Der Elefant	109
95.	Deutſchland	110
96.	Heil dir, Germania!	115
97.	Deutſche Geſchichte	115
98.	Goethe und Schiller	120
99.	Die Freiheitsglocke	122
100.	Thomas Jefferſon	124

1. Der Herbst.

Wenn die Blumen verblühen und die Blätter auf den Bäumen gelb oder rot werden, wenn die Früchte des Feldes und des Gartens unter Dach und Fach gebracht sind, wenn es kühler wird, die Tage kürzer werden und die meisten Vögel von uns fortziehen, dann ist es Herbst oder Spätjahr. Die Ferienzeit ist zu Ende und die Schule fängt wieder an. September, Oktober und November sind die Herbstmonate.

2. Du guter, alter, lieber Herbst.

Du guter, alter, lieber Herbst,
Wie wunderschön du alles färbst!

Wo hast du nur die Farbenschalen,
Daraus du kannst die Äpfel malen?

Wie leuchtet aus dem dunkeln Laube
So rot und blank und blau die Traube!

Wie blickt mit gar so heit'rer Stirne
Vom Birnenbaum die gelbe Birne!

Wie schaut mit blauem Aug' so munter
Vom Pflaumenbaum die Pflaum' herunter!

Und all die Blätter, rund und eckig,
Wie malst du sie gelb, rot und scheckig!

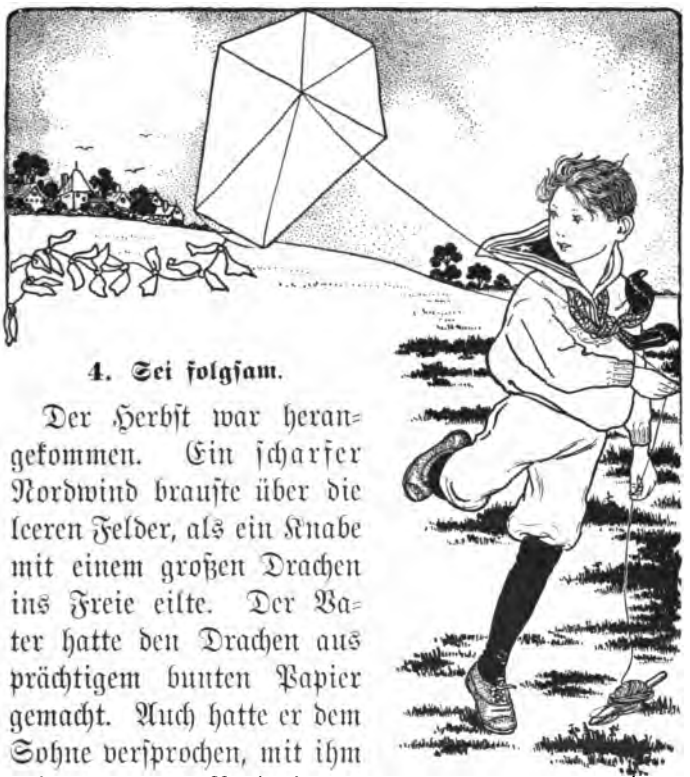
Wo hast du nur den Farbentopf?
Du schweigst? Du schüttelst mit dem Kopf?

Du guter, alter, lieber Herbst,
Wie wunderschön du alles färbst!

3. Die ungleichen Brüder.

Von zwei armen Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hinein regnete. Er sagte immer: „Wo nichts ist, kommt nichts hin.“ Und so war es auch bei ihm. Er blieb sein lebelang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe wert war, mit einer kleinen Ersparnis den Anfang zu machen.

So dachte der jüngere Bruder nicht; der pflegte zu sagen: „Was nicht ist, kann noch werden.“ Er hielt das Wenige, was ihm von dem Vermögen der Eltern zuteil geworden war, zu Rat und vermehrte es nach und nach, indem er fleißig arbeitete und sparsam lebte. Anfänglich ging es hart und langsam; aber sein Sprichwort: „Was nicht ist, kann noch werden,“ gab ihm immer Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch seine Beharrlichkeit ein wohlhabender Mann und sorgte für die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hatte.



4. Sei folgſam.

Der Herbſt war herangekommen. Ein ſcharfer Nordwind brauſte über die leeren Felder, als ein Knabe mit einem großen Drachen ins Freie eilte. Der Vater hatte den Drachen aus prächtigem bunten Papier gemacht. Auch hatte er dem Sohne verſprochen, mit ihm zuſammen am Nachmittage den Drachen zum erſtenmal ſteigen zu laſſen. Nun war der Mittag längſt vorüber, aber der Vater war immer noch nicht erſchienen. Dem Kleinen wurde die Zeit gar zu lang. Oft ſchon hatte er die Straße hinauf geſchaut, da kam ein Bote mit der Nachricht, daß der Vater nicht kommen könne. „Dann gehe ich allein!“ ſagte der Knabe endlich mit Tränen in den Augen.

Aber das wollte die Mutter nicht erlauben. Sie meinte: „Du bist nicht stark genug, den Drachen zu halten!“ Als sie nun eine Stunde später fortgegangen war, schlich der Knabe mit dem Drachen zur Wohnung hinaus auf den Acker. Bald hatte er den Drachen zum Steigen fertig. Einige Augenblicke währte es, bis ihn der Wind recht fassen konnte. Plötzlich aber schoß der Drachen aufwärts. Mit voller Gewalt wurde der Knabe, welcher die Schnur festhielt, über das Feld geschleift. Der Drachen riß ihn hin und her. Schließlich war der Knabe gezwungen, los zu lassen; da sauste der schöne Drachen auch schon hoch oben in den Lüften. Beschämt und traurig ging der Kleine heim. Er war arg beschmutzt und die Glieder taten ihm sehr weh; das neue Spielzeug war verloren und er selbst wurde wegen seines Ungehorsams bestraft.

5. Offener Brief an Knaben und Mädchen.

Liebe Kinder:

Die Ferien sind vorüber. Nun heißt es, wieder in die Schule gehen und fleißig lernen. Es ruft die Pflicht. Gewiß habt Ihr während der letzten Monate Gelegenheit gehabt, Euch recht zu erholen. Ihr konntet viel im Freien sein und nach Herzenslust Euch tummeln beim fröhlichen Spiel. Da mag es Euch schwer werden, zu den Büchern und in die Schulstube zurückzukehren. Eins oder das andere

Kind wünscht wohl gar, nie mehr in die Klasse gehen zu brauchen. Das tut mir leid. Bedenket doch, um zu tüchtigen Erwachsenen zu werden, muß die Jugend ihre Zeit auf das Beste anwenden. Was in jungen Jahren erworben wird, lohnt sich später. Wenn Ihr auch jetzt manchmal nicht begreift, wozu das eine oder das andere nützt, seid sicher, daß keine Kenntnis schadet. Dabei ist nicht gesagt, es seien das Spiel und die Erholung ganz auszuschließen. Nach getaner Arbeit wird Euch ein Stündchen frohen Spielens gerne gegönnt. Freilich dürft Ihr auch dann nicht toben und Euch roh benehmen, sondern sollt bedenken, daß Sittsamkeit überall und allezeit am Platze ist. Achtet die Rechte Anderer und gebt den Wünschen älterer Leute bereitwillig nach. Höflichkeit und Bescheidenheit zieren Klein und Groß.

Daß diese Tugenden bei Euch gepflegt werden möchten, wünscht

Ein Kinderfreund.

6. Mahnung.

1. Wenn dir im Weg ein Käfer liegt,
So bücke dich und kehr ihn um;
Und wenn er lustig weiter fliegt,
Ein Danklied sei dir sein Gesumm.

2. Hüte, hüte den Fuß und die Hände,
Eh' sie berühren das ärmste Ding;
Denn du zertrittst eine häßliche Raupe
Und tötest den schönsten Schmetterling.

7. Wie Goldrute und blaue Aftern entstanden.

Am Fuße eines hohen Berges wohnten einst zwei kleine Mädchen, die hießen Goldhaar und Blauauge. Oben aber lebte in einer Hütte eine alte, mürrische Frau. Sie war sehr klug, und die Leute hielten sie für eine Hexe. Deshalb gingen nur wenige zu ihr. An einem schönen Septembertage wünschten die beiden Mädchen, daß sie doch etwas tun könnten, um die ganze Welt zu erfreuen. Goldhaar sagte zu Blauauge: „Komm, laß uns hinaufgehen und die alte Frau um Rat fragen; sie weiß viel und kann uns gewiß sagen, was wir zu tun haben!“

Nun war es aber recht heiß und der Weg gar lang. Allein die Kinder ließen nicht ab, obgleich sie oft niedersitzen mußten um auszuruhen. Dann schauten sie den Fischen im Bache zu und freuten sich über die munteren Eichhörnchen und die lustigen Vögel. Sie wünschten, daß Blumen am Abhange wachsen möch-

ten, die sie pflücken und anderen zum Strauße winden könnten, aber die hübschen Veilchen und die wilden Rosen waren längst verblüht. Nach und nach ward es dunkel, aber dann kam der Mond, ihnen den Weg zu weisen.

Endlich waren sie oben. An der Pforte stand die alte Frau, mürrischer als je. Die kleinen Mädchen fürchteten sich und hielten sich fest bei den Händen. Schließlich sprach Goldhaar: „Bitte, liebe Frau, wir glaubten, daß du uns sagen würdest, wie wir die Menschen froher und glücklicher machen können. Aber wir wollen beisammen bleiben und sind sehr müde!“

Da lächelte die alte, kluge Frau, öffnete die Pforte und ließ die Kinder ein.

Die Mädchen kamen nie wieder in das Tal zurück, doch am nächsten Morgen fand man überall prächtige Goldrute und zarte, blaue Astern im Grase wachsend. Es heißt, daß diese Blumen erzählen können, was aus Goldhaar und Blauauge geworden ist.

8. Rätsel.

Was ruft und spricht dir alles nach,
Und hat doch keinen Mund?
Du suchst in Berg und Tal darnach;
Läufst dir die Füße wund;
Doch finden wirst du's sicher nicht,
Wenn es auch noch so deutlich spricht.

9. Einer und noch einer.

Vater: Ei, Hugo! Was machst du da?

Hugo: Ich fange Vögel.

Vater: Wie viele hast du denn schon?

Hugo: Ja, Vater, wenn ich den habe, den ich jetzt sehe, und noch einen, dann habe ich zwei.

10. Der goldene Fisch.

Es war einmal ein sehr armer Mann; der hatte nichts als eine kleine Hütte und nährte sich vom Fischfange. Was er verdiente, reichte kaum hin, das Notwendigste einzukaufen.

Als der Fischer einst am Wasser saß und seine Netze ausgeworfen hatte, zog er einen großen Fisch heraus. Der Fisch war ganz golden. Als er nun den Fisch recht ansah, fing dieser an zu sprechen und sagte: „Lieber Fischer, wirf mich wieder ins Wasser! Tust du es, so will ich deine Hütte zu einem prächtigen Schlosse von Gold machen!“

„Was hilft mir ein goldenes Schloß,“ sagte der Fischer, „wenn ich nichts zu essen habe!“

Der Goldfisch sprach: „Dafür soll schon gesorgt werden. Im Schlosse wird ein großer Schrank sein, und in diesem Schranke werden sich gebratene Gänse, Enten, Tauben und sonst allerlei gute Sachen befinden!“

„Wenn das so ist, will ich dich wohl wieder ins Wasser werfen,“ entgegnete der Mann.

„Ja, tue es," bat der Fisch, „aber erzähle es keinem Menschen!" Das versprach der Fischer, warf den Fisch ins Wasser und eilte heim.

Schon von weitem merkte er, daß aus seiner kleinen Hütte ein wunderschönes, großes Schloß geworden war. Als er eintrat, ging er gleich an den Schrank und fand da reichlich zu essen und zu trinken. Alles umher war von Gold. Der Fischer setzte sich mit seiner Frau und seinen Kindern auf goldene Stühle an einen goldenen Tisch. Sie aßen von goldenen Tellern und tranken aus goldenen Bechern. Das schmeckte allen aufs beste. Und nun erzählte der Fischer die Geschichte von dem Fisch, den er gefangen und was der gesagt und getan habe. Was geschah? Auf einmal war das Schloß weg, die alte Hütte stand wieder da, und die Leute waren so arm wie zuvor.

11. Schneckchen Ohnebein.

Schneckchen, Schneckchen Ohnebein,
Wie viel hundert Meilen
Willst du bis zum Abendschein
Heute noch durcheilen?

Bübchen, Bübchen Naseweis,
Sei nicht allzu witzig;
Glaub, auf jenem grünen Reis
Heute Abend sitz' ich.

Sieh, es hat so mancher Wicht
Zwei gesunde Beine,
Doch sein Ziel erreicht er nicht,
So wie ich das meine.

Nimmer ist's damit getan,
Kreuz und quer zu springen;
Geht's auch langsam auf der Bahn;
Vorwärts mußt du dringen!

12. Der deutsche Tag.

Wir leben in Amerika; es ist unsere Heimat. Die Eltern aber, oder deren Väter und Mütter sind vielleicht über das Meer hierher gekommen. Gewiß wurden sie in Deutschland geboren. Früher wohnten in unserem Lande nur Indianer. Doch seit fast dreihundert Jahren gibt es auch Deutsche in Amerika. In größerer Anzahl kamen sie erst nach dem Jahre 1683. Ein frommer Mann, namens William Penn, besaß viel Grund und Boden im heutigen Staate Pennsylvania. Er besuchte Holland und Deutschland, um dort Leute zu bewegen, sich in Amerika anzusiedeln. Das gelang ihm. Pastorius, ein Advokat und Lehrer, wurde abgeschickt, Land zu kaufen und Vorbereitungen für eine Niederlassung von Deutschen zu treffen. Im August 1683 kam er mit einigen Gefährten nach Philadelphia, das damals aus wenigen Wohnungen bestand. Ihm folgten bald dreizehn

Familien, mit denen Pastorius im Monate Oktober auf dem Lande, das von Penn gekauft worden war, die erste deutsche Ansiedlung in den jetzigen Vereinigten Staaten gründete. Die Niederlassung erhielt den Namen Germantown. Sie ist jetzt ein Teil der Stadt Philadelphia. Für Amerika ist die Einwanderung der Deutschen sehr segensreich gewesen. Zur Erinnerung an die Gründung Germantowns wird an vielen Orten alljährlich der „deutsche Tag" gefeiert.

13. Rätsel.

1. Ich, ein kleines Tierchen, bin
Die geübt'ste Jägerin:
In den Winkeln, an den Mauern,
Pfleg' ich auf das Wild zu lauern
Ohne Hund und Schießgewehr;
Netze spann' ich um mich her,
Und mein Tisch bleibt selten leer.

2. Ich kenn' ein Tierchen, braun und flink,
Mit einem busch'gen Schwanz;
Ein allerliebst possierlich Ding,
Es hüpft oft wie im Tanz;
Es bauet sich ein Nest von Moos
Im Walde und auf Bäumen groß;
Und doch ist es kein Vögelein.
Was für ein Tier mag es wohl sein?

3. Ohren hat es lang, ein Schwänzchen aber klein;
Wie der Wind läuft in Wald es und Felder hinein;
Der Jäger mit Flinte und Hund hinterdrein.
Er ſchießt's und bringt's in der Taſche nach Haus;
Die Mutter, ſie zieht ihm den Pelzrock dann aus,
Und brät es für alle zum köſtlichen Schmaus.

14. Der Bau des Blockhauſes.

Der Wald iſt jetzt gelichtet,
Geklärt der weite Raum;
Drum rüſtig aufgeſchichtet
Zum Blockhaus Baum auf Baum.

Hier ſenkt der Türe Schwelle,
Dort fügt die Fenſter ein
Und legt auf jene Stelle
Zum Herde Stein an Stein.

Wie schon die Balken steigen
Zum Giebel stolz hinan!
Es soll das Werk hier zeigen,
Was Kraft und Mut getan!

Gedeckt sind Raum und Wände,
Die Tür das Haus bewacht:
Nun ruh'n die müden Hände;
Das Tagwerk ist vollbracht.

15. Der Truthahn.

Dort unter dem anderen Geflügel auf dem Hofe läuft auch der Truthahn herum. Du erkennst ihn gleich an seinem langsamen, stolzen Gange, noch mehr aber an seinem häßlichen Geschrei. Er hat gern immer etwas zu befehlen, und du kannst bei jedem kleinen Streite unter den Kameraden sein zänkisches „Ruk oruk oruk" hören. Pfeifst du aber gar, oder hältst ihm dein rotes Taschentuch vor, so wird er erst recht böse. Er sträubt dann sein dunkelbraunes, glänzendes Gefieder und den steifen Haarbüschel an der Brust, schlägt mit den breiten Flügeln, und die rote Haut an Kopf und Hals schwillt an. Wie alle Zänker bringt er sich durch sein eigenes

Geschrei in immer größere Wut, und gehst du nicht aus dem Wege, so stürzt er in blindem Zorne auf dich los, auch wenn er sich selber wehe tun sollte. Da er größer und stärker ist, als alles übrige Hofgeflügel, so müssen ihm auch alle gehorchen, selbst der Haushahn, den er manchmal sogar zum Hofe hinausbeißt. Die Hausfrau läßt ihm das wohl zu, denn es naht der Herbst und seine Herrschaft wird nicht mehr lange dauern. Kommt dann der Danksagungstag heran, so muß er nach der Küche wandern, denn jedermann liebt sein weißes, zartes Fleisch.

16. Sprüche.

Ein gutes Gewissen,
Ein fröhliches Herz,
Kein besseres Kissen
In Freude und Schmerz.

Einer tut's mit dem Verstand
Und der andre mit der Hand. —
Was man tut, womit man's tut,
Ist gleichviel — nur werd' es gut.

Hast unrecht du getan,
Und es will dich reuen,
Fange schnell was Gutes an,
Bald wirst du dich freuen.

Wie die Arbeit zieht ins Haus,
Läuft die Armut bald hinaus:

Schläft die Arbeit aber ein,
Guckt die Armut zum Fenster hinein.

Tu, was jeder loben müßte,
Wenn die ganze Welt es wüßte;
Tu es, daß es niemand weiß,
Und gedoppelt ist sein Preis.

17. Dankfagungstag.

Einst gab es Leute in England, denen der König nicht erlauben wollte, nach ihrer Weise zu leben. Da sagten sie: „Wir wollen fortziehen und uns eine neue Heimat suchen!“ Zuerst blieben sie eine Zeitlang in Holland. Dann gingen hundert von ihnen auf ein großes Schiff, — Männer, Frauen und Kinder. Sie fuhren über das weite Meer. Wellen und Stürme schreckten sie nicht. Endlich sahen sie Land. Die Männer ruderten in einem Boote an das Ufer. Es war schon später Herbst. Die Bäume standen ohne Laub da, und der Wind wehte rauh. Nun mußte erst Obdach geschafft werden. Die Pilgerväter — so nannte man sie — fällten Stämme und bauten Blockhütten. Da kam ein strenger Winter. Oft hungerten die Armen. Viele wurden krank und starben.

Endlich nahte der Frühling. Jetzt waren die Pilger froh. Nun konnten auch die Frauen landen. Bald kamen die Indianer zu ihnen. Sie waren freundlich und lehrten die Ansiedler Mais pflanzen.

Als der wuchs und gedieh, hatte die große Not ein Ende. Es gab eine reiche Ernte. Die Pilger beſchloſſen, ein Feſt zu feiern und luden dazu die Rothäute ein. Drei Tage währte der Schmaus. Das war der erſte Dankſagungstag in der neuen Welt.

18. Danksagungsfest.

Bald sinkt die Welt in Trauer,
Dann fällt der kalte Schnee.
Des Sommers Freudendauer
Macht Platz dem Winterweh.
Doch ehe noch zum Sterben
Sich legt das müde Jahr,
Bringt es beglückten Erben
Den Ernteſegen dar.

Es ſchenkt die volle Ähre,
Die Traube, ſaftgeſchwellt;
Dem Apfel iſt die Schwere
Des Welſchkorns beigeſellt;
Die Knollenfrucht daneben
Beim gelben Kürbis liegt,
Und Wald und Fluren geben
Von dem, was rennt und fliegt.

Wohl ziemt es ſich, zu feiern
Ein Feſt der Fröhlichkeit,
Und gerne zu erneuern
Den Schwur der Dankbarkeit.
Da ſei das Fleh'n des Armen
Willfährig auch erhört,
In herzlichem Erbarmen
Vom Reichtum ihm beſchert.

19. Siegfried.

Am Rheine liegt die Stadt Xanten. Es ist eine sehr alte Stadt und war vor langer Zeit die Haupt=

stadt eines Landes. Der König dieses Landes hieß Siegmund; die Königin Sieglind. Sie hatten einen Sohn, Siegfried, den sie sehr liebten. Es war auch

ein schöner, kräftiger Knabe, den alle Leute gern hatten. Mit zwölf Jahren war Siegfried schon so stark wie ein Mann. Als er achtzehn Jahre erreicht hatte, ging er in die Welt, um Abenteuer zu suchen. Zuerst machte er sich bei einem Schmiede ein großes, scharfes Schwert. Er nannte es Balmung.

Eines Tages, als er auf seinem Pferde durch einen dichten Wald ritt, hörte er gewaltigen Lärm. Er trat näher und sah ein riesiges Tier mit Flügeln, einem langen Schwanze und großen, spitzigen Krallen an den Füßen. Aus dem Rachen des Tieres kamen Feuerflammen. Es war ein Drache. Der Drache sprang auf Siegfried los. Siegfried nahm sein gutes Schwert und wehrte sich. Der Drache kratzte, schlug mit seinem Schwanze und spie Feuer; aber nach langem, schwerem Kampfe konnte Siegfried das Ungeheuer töten. Nun zündete er über dem toten Tiere ein großes Feuer an. Da schmolz das Fett des Drachen und floß in ein tiefes Loch. In diesem Fette badete sich Siegfried, und da wurde seine Haut hart wie Horn. Jetzt konnte ihn keine Waffe mehr verwunden. Nur eine kleine Stelle zwischen den Schultern war von dem Fette nicht berührt worden, weil ein Blatt von einer Linde dorthin gefallen war. Hier blieb Siegfried verwundbar, aber nur er allein wußte das.

Bald darauf kam er durch ein Tal, wo er lautes Geschrei vernahm. Er fand zwei Männer im Streite, Schwerter in Händen. Als sie Siegfried sahen,

sagte der eine: „Wir sind Söhne des Königs Nibelung. Unser Vater ist gestorben und hat uns sehr viel Gold und Edelsteine hinterlassen. Der Schatz liegt in jenem Berge; es sind mehr als sechzig Wagen voll. Wir wissen aber nicht, wieviel ein jeder von uns haben soll. Willst du nicht den Schatz für uns teilen? Siegfried tat es gern und wollte weiter gehen. Aber die beiden Königssöhne waren nicht zufrieden. Sie begannen jetzt Streit mit Siegfried und wollten ihn töten. Doch Siegfried nahm sein gutes Schwert Balmung und schlug beide tot. Als er dann zu dem Berge ging, um den Schatz für sich zu holen, stand da ein ganz kleiner Mann und wollte ihn nicht hinein lassen. Es war ein Zwerg, namens Alberich. Der war sehr stark und hatte eine wunderbare Kappe, Tarnkappe genannt. Wenn er die auf seinen Kopf setzte, konnte man ihn nicht mehr sehen; er wurde unsichtbar. Lange kämpfte Siegfried mit dem unsichtbaren Zwerge. Endlich konnte er ihn fassen und ihm die Tarnkappe abnehmen. Er schenkte ihm das Leben, da Alberich versprach, den Schatz für Siegfried treu zu bewachen. Hierauf ging er mit dem Zwerge in den Berg, um den Schatz anzuschauen. Noch nie hatte er soviel Gold und Silber gesehen. Er vermochte kaum die Augen zu öffnen, so blitzten und funkelten die Edelsteine. Jetzt war Siegfried ein sehr reicher Mann. Mit frohem Herzen bestieg er sein Pferd und ritt weiter in die Welt, um neue Abenteuer zu suchen.

20. Knabe und Eichhörnchen.

„Ich weiß, daß du gern Nüſſe haſt,
So komm, Eichhörnchen, bei mir zu Gaſt!“
Eichhörnchen ſpricht:
„Das mag ich nicht,
Denn käm' ich einmal in dein Haus,
Käm' ich wohl nimmermehr heraus!“

Der Knabe ſpricht:
„O, fürcht dich nicht!
Mit allem, was nur gut dir ſchmeckt,
Wird täglich dir der Tiſch gedeckt!“
Eichhörnchen ſpricht:
„Das brauch' ich nicht!
Gefangen ſein bei Leckerbiſſen,
Davon will ich, mein Kind, nichts wiſſen!
Viel lieber bleib' im Wald ich hier
Und ſuch' die Nüſſe ſelber mir;
Von Aſt zu Aſte hüpf' ich friſch
Und deck' im Freien mir den Tiſch!
Mehr als ich brauche, find' ich noch,
Wenn ich nur ſuche ſpät und früh,
Und was man ſelbſt mit Fleiß und Müh'
Verdient, das ſchmeckt am beſten doch!“

21. Eine frohe Feier.

Der Danksagungstag brach an, klar und frostig. Unsere zwei lustigen Knäblein, Hänschen und Fränzchen, waren schon aus den Federn. Der Vater brauchte heute nicht zweimal zu rufen. Die Kinder waren bereits eine Stunde früher aufgestanden. Heute war ja der frohe Tag, den sie auf dem Lande bei den Großeltern verbringen sollten. Als sie nun gar den Schnee erblickten, der über Nacht die Erde geschmückt hatte, war ihre Freude ohne Grenzen.

Jetzt hieß es der Mutter bei der Arbeit behülflich sein und ihr hübsch folgen, damit alles fein von statten gehe. Hans und Franz sprangen umher wie die Wichtelmännchen; besorgten dies und das, dann schlüpften sie in die Sonntagskleider und waren endlich reisefertig. Bald saßen sie und die Eltern in der Eisenbahn mit vielen anderen Leuten, die alle heiter und festlich aussahen.

Unterwegs bemerkten sie manches, das sie interessierte. Sie ließen nicht ab mit Fragen, und zuletzt mußte der Vater die Morgenzeitung beiseite legen, um der Mutter in den nötigen Antworten auszuhelfen. Eine ganze Stunde fuhren sie, bis sie bei dem Dorfe ankamen, wo die Großeltern wohnten. Mit einem langen Tut! Tut! der Dampfpfeife und unter Glockenläuten kam der Zug schließlich zum Stillstand, und unsere frohe Familie stieg aus.

Da wartete auch schon der Großvater mit dem

mächtigen Schlitten. War das ein Jubel, bis alle in dem Schlitten saßen! Jetzt kam die schönste Fahrt. Hatten sich unsere Bübchen schon in der Eisenbahn gefreut, so jauchzten sie nun in das stille Land und die entlaubten Wälder hinein und ihre Augen glänzten, als der scharfe Wind die Wangen rötete. So fuhren sie vier Meilen weit, bis sie auf Großvaters Gut ankamen. Großmütterchen stand an der Türe und hielt Umschau. Schon von ferne riefen Hänschen und Fränzchen ihr zu, und Großmütterchen winkte mit einem Taschentuche zum Willkommen. Eins — zwei — drei — waren die Knaben aus dem Schlitten und in den Armen der Großmutter. Onkel Karl und Tante Grete kamen auch herbei zur Begrüßung.

Nicht lange dauerte es, da nahte die heißersehnte Mittagszeit. Von dem frühen Aufstehen und der Reise, und all dem Fragen und Jauchzen hatten die Büblein einen gewaltigen Hunger bekommen. Nun setzte man sich an den Tisch. Großvater sprach ein Gebet und dankte Gott für seine Gaben. O, wie schön sah die Tafel aus, und wie gut schmeckten der Truthahn, die Kronsbeeren, die Pasteten und das übrige Backwerk! Nach dem Essen mußten die Knaben zeigen, was sie in der Schule gelernt hatten. So verging der Nachmittag ruhig und vergnügt. Tante Grete und Onkel Karl spielten Blindekuh mit den Kindern, schnitten Gesichter in Kürbisse und trieben sonstige Kurzweil. Am Abend setzten sich alle ans

Kaminfeuer, rösteten Äpfel, Mais und Kastanien und tranken süßen Apfelwein. Dabei wurden Geschichten erzählt von längst verflossenen Zeiten, von den Indianern und den Pilgervätern, bis unseren Jungens die Augenlider schwer wurden und Großmütterchen beide ins Bett steckte. So erreichte die schöne Feier ihr Ende.

22. Erna und Paul.

Erna: Paul, Paul!

Paul: Ich komme schon.

Erna: O, Paul! Sieh doch! Das Vogelhäuschen ist leer! Noch gestern waren unsere Vögel so lustig. Sie flogen ein und aus; sie flatterten auf das Küchendach und wieder zurück zum Häuschen auf der Stange; und heute —

Paul: Nun — und heute?

Erna: O, Paul! Heute sind sie gar nicht mehr da.

Paul: Darum brauchst du nicht zu weinen, Erna.

Erna: Aber, Paul, wo sind unsere Vögel?

Paul: Weißt du nicht? Sie sind fortgezogen.

Erna: Fortgezogen?

Paul: Ja, es wird den meisten von ihnen hier zu kalt; die Robins, die Schwalben, die Blauvögel und andere suchen sich einen wärmeren Ort.

Erna: Der böse Herbst, — unsere Vögel zu vertreiben!

Paul: Böse ist der Herbst nicht, Erna! Im Winter könnten diese Vögel keine Nahrung finden; sie müßten im Schnee und Eis erfrieren.

Erna: Sind sie deshalb fortgeflogen? Ei, wie klug! Aber, Paul, jetzt haben wir keine Vögel mehr!

Paul: Doch, Erna, doch! Der Sperling fliegt nicht fort. Er bleibt den ganzen Winter bei uns.

Erna: Dann will ich ihn auch füttern.

Paul: Und im Frühling, wenn es wieder warm wird, kommen die anderen Vögel zurück.

Erna: Das wird eine Freude sein; dann werden sie uns ihre munteren Lieder vorsingen. Ade, Paul! Ich will zur Mama und ihr erzählen, wie klug die Vögel sind.

23. Eine Rechenaufgabe.

Zwei Väter, zwei Söhne zogen aus.
Was brachten sie von der Jagd nach Haus?
Drei Hasen; davon einen ganzen
Trug jeder in seinem Ranzen.
Nun sage du:
Wie ging das zu?

24. Der Wind.

Der Herbst war ins Land gekommen und hatte seinen Freund, den Wind, mitgebracht. Dieser war ein wilder Geselle; er sauste durch die Gärten und Straßen, rüttelte an den Fenstern, pfiff durch die Schornsteine und trieb allerlei Possen.

„Laßt mich mit euch spielen," sagte er zu den Kindern. Die Kinder waren es zufrieden, denn sie mochten den Wind gern leiden. Hui! — war das eine Lust. Der Wind warf ihnen die Hüte und Mützen vom Kopfe, zerrte an ihren Kleidern und Mänteln und blies ihnen ins Gesicht, daß Wangen und Nasen ganz rot wurden. Die Kinder jubelten und lachten; sie liefen hinter den Mützen und Hüten her, um sie zu haschen.

Aber der Wind trieb es gar zu arg; da hatten die Kinder bald das Spiel satt. „Du bist uns zu wild," sprachen sie und eilten ins Zimmer. Das ärgerte den Wind. Er stieß gewaltig gegen die Scheiben, als wollte er die Kinder aus dem Stübchen fegen. Sie aber lachten ihn aus und ließen ihn draußen.

„Die Kinder sind dumm, laßt mich mit euch spielen," sagte der Wind zu den Vöglein. Die Vögel waren einverstanden. Aber das Spielen dauerte nicht lange, denn der Wind blies ihnen die Federn in die Höhe, daß sie frieren mußten und kaum fliegen konnten.

„Wir mögen nicht mehr mit dir spielen; du bist zu wild," sprachen auch die Vöglein und suchten sich sichere Plätzchen. Der Wind machte ein böses Gesicht, aber er konnte die Vögel nicht aus ihren Verstecken treiben. Nun wollte der Wind mit den Blättern spielen. Die Blättlein waren schon bereit, denn es schien eine Lust, in der Luft herumzufliegen. Der Wind schüttelte die Bäume, daß die Blätter, die der

Herbst ganz bunt gefärbt hatte, herabfielen. Dann hob er sie empor und jagte sie im Kreise auf und ab, hierhin und dorthin. Das sah wohl drollig aus, aber den Blättchen verging der Atem; sie wurden schnell müde, weil der Wind sie immer wieder aufscheuchte, wenn sie ruhen wollten.

Auch die Blätter sagten: „Du bist uns gar zu wild, wir mögen nicht mehr mit dir spielen!“ Jetzt wurde der Wind zornig und verkroch sich hinter schwarzen Wolken. Die Wolken schickten den Regen herunter, daß die armen Blätter naß wurden und sterben mußten.

Der Herbst verging. Als die Kinder eines Morgens aus dem Fenster schauten, sahen sie, daß der Winter eingezogen war und alles leise und vorsichtig mit einem dichten Schneetuche zugedeckt hatte. Die vielen, vielen Schneeflöckchen, die aus den grauen Wolken fielen, wurden nun des Windes Spielgefährten. Es war eine Freude zuzusehen. Den Schneeflocken gefiel es; sie wurden nicht müde,. und der Winter ließ den Wind toben nach Herzenslust.

25. Rätsel.

1. Frisch gefallen, weiß und rein,
   Aber schmutzig hinterdrein.

2. Die Hälfte vom Wetter,
   Drei Viertel vom Wind;
   Die lege zusammen
   Und nenn es geschwind.

26. Das Kind und der Schneeball.

Das kleine Mädchen hatte einen Schneeball gemacht. Den rollte es im weichen Schnee umher. Er wurde immer größer und größer. Da sagte das

Kind: „Nun will ich einen Ball machen, so groß, daß er das Haus verdecken kann.“

Und es fuhr fort, den Schneeklumpen hin und her und schließlich den Berg hinauf zu rollen. Auf einmal kam Leben in den Schneeball. „Soll ich nicht auch meine Kraft gebrauchen?“ sagte er. Da rollte er zurück. Gleich hatte er das Mädchen umgeworfen. Dieses sah jetzt ein, daß man sich selbst nicht überheben und anderer Kraft nicht unterschätzen soll.

27. Wie die Jahreszeiten entstehen.

Warum es im Winter so kalt und im Sommer so warm ist, fragt ihr? Das kommt zunächst daher, daß die Sonne im Winter den Tag über nicht so lange am Himmel steht wie im Sommer. Im Winter geht die Sonne erst spät auf und geht früh wieder unter. Sie kann also nur eine kurze Zeit hindurch die Erde wärmen, und dann kommt die lange Nacht, während der sich die Wärme verliert. Im Sommer aber macht sich die Sonne früh an die Arbeit und geht erst spät wieder von dannen. So muß die Erde freilich warm werden.

Dazu kommt, daß die Sonne im Winter nicht so hoch am Himmel herauf kommt wie im Sommer. Je höher aber die Sonne am Himmel steht, desto stärker erwärmt sie die Erde. Zur Frühlings- und Herbstzeit ist der Tag ziemlich so lang wie die Nacht, und die Sonne steht weder so niedrig am Himmel wie im Winter, noch so hoch wie im Sommer. Deswegen ist es weder so warm wie im Sommer, noch so kalt wie im Winter.

28. Ein Rätsel.

Ich weiß euch einen Maler, — ihr kennt ihn alle gut, —
Trägt einen Bart von Silber und einen weißen Hut.

Auf helle, lichte Scheiben hat er es abgeseh'n;
Drauf malt er seltne Blumen, wie aus dem Land der Fee'n.

Er malt mit weißer Farbe auf silberhellem Grund,
Wenn rauh die Lüfte wehen zu nächtlich stiller Stund'.

Willst du des Künstlers Namen erraten, frisch, mein Kind,
So schau hinaus zum Fenster, 's weht eisig kalt der Wind.

29. Kriemhild.

Vor sehr langer Zeit lebte zu Worms am Rhein Gunther, König von Burgund. Die Burgunder wohnten auf beiden Seiten des Rheins. Gunthers Mutter hieß Ute; Gerenot und Giselher waren seine Brüder. Er hatte auch eine junge Schwester, Kriemhild, das schönste Mädchen des Landes. Sie war schön wie ein Frühlingstag. Viele Ritter kamen nach Worms, um Kriemhild zu sehen. Auch Siegfried hörte von ihrer Schönheit. Auf seinem besten Pferde ritt er nach Worms. König Gunther hatte schon viel von Siegfried vernommen und war über den Besuch hoch erfreut. Er gab ein großes Fest, bei dem Siegfried zum erstenmal Kriemhild erblickte. Noch nie hatte er ein so schönes Mädchen geschaut. Auch Kriemhild freute sich, denn so ansehnlich, stark und gewandt wie Siegfried war kein andrer Mann.

Zu dieser Zeit hörte Gunther von Brunhild, einer wunderbaren Frau, der Königin von Island. Island ist eine Insel, weit im Norden. Brunhild war ebenfalls sehr schön und dabei reich. Auch war sie so

ſtark wie zwölf Männer. Wer ſie zur Frau haben wollte, mußte zuerſt mit ihr kämpfen. Nur ein Mann, ſtärker als ſie ſelber, ſollte ſie gewinnen. Gunther wünſchte ſich Brunhild zur Frau. Er war aber allein nicht ſtark genug und ſprach deshalb zu Siegfried: „Ich gebe dir meine Schweſter zur Frau, wenn du mir hilfſt, Brunhild nach Worms zu bringen.“ Das wollte Siegfried gerne tun.

Mit vielen anderen Rittern fuhren ſie nach Island. Siegfried nahm die Tarnkappe mit, die ihn unſichtbar machte. Jetzt konnte er Gunther helfen, ohne daß jemand es merkte. Als Brunhild ſah, daß Gunther ſtärker ſei als ſie, folgte ſie ihm nach Worms. Sie wurde ſeine Frau und Königin von Burgund.

Siegfried heiratete Kriemhild. Ein großes Fest wurde gefeiert, drei Tage lang. Alle waren froh, nur Gunther nicht. Siegfried fragte ihn: „Warum bist du traurig?“ Da sprach Gunther: „Gestern abend, als ich mit Brunhild allein war, wurde sie sehr böse und band mir Hände und Füße zusammen. Dann hing sie mich an einen großen Nagel in der Wand. Die ganze Nacht hindurch mußte ich dort hängen. Ich konnte nichts dagegen tun, denn sie ist viel stärker als ich es bin. Am Morgen erst machte sie mich wieder frei. Kannst du mir nicht helfen?“ Siegfried versprach, dies zu tun. Als die Nacht kam, setzte er seine Tarnkappe auf und ging mit Gunther in das dunkle Zimmer Brunhilds. Wieder wollte sie Gunther binden, aber Siegfried hatte sich an Gunthers Platz gestellt. Brunhild konnte dies nicht bemerken, da es ganz dunkel im Zimmer war. Siegfried faßte nun ihre Hände und hielt sie so fest, daß sie auf die Kniee fiel. Jetzt versprach sie, in Zukunft Frieden zu halten. Als Siegfried fortging, nahm er einen Ring mit, der Brunhild vom Finger gefallen war. Diesen Ring gab er Kriemhild und erzählte ihr alles. Sie sollte aber niemand etwas davon sagen. Bald darauf gingen Siegfried und Kriemhild nach Xanten. Sie lebten sehr glücklich. Als Siegmund, Siegfrieds Vater, starb, wurde Siegfried König des Landes.

30. Warnung.

Es trippelt voll Gier um die Falle die Maus,
Und holte so gerne den Speck sich heraus;
Doch schlüpft sie hinein und frißt ihn — o hör:
So ist sie verloren und trippelt nie mehr.

Es locket der Wurm an der Angel im Bach
Das Fischlein, es schwänzelt und lechzet darnach;
Es schnappet und schnappt, und hat's ihn — o hör:
So ist es gefangen und schwänzelt nie mehr.

Es lockt unter Schlingen die Beere von fern
Das Vöglein; wie flattert's! es hätte sie gern;
Doch fliegt es darnach und hascht sie — o hör:
So ist es gefangen und flattert nie mehr.

Du hüpfest durchs Leben so munter und froh,
Es lockt dir und pfeift dir bald so und bald so:
Laß locken und pfeifen und hältst du's kaum aus —
So denk an den Vogel, den Fisch und die Maus.

31. Das Christgeschenk.

Fritz (neugierig). Was hast du in deiner Schürze, Lorchen?

Lore. Willst du es vielleicht tragen?

Fritz (scherzend). Soll ich auch deine Schürze dazu umtun?

Lore. Als ob man nichts tragen könnte ohne Schürze! Aber sprich, soll ich dir deine Überraschung für den Christabend verderben?

Fritz. Wie? Was? Ein Christgeschenk für mich? Laß doch sehen! Was ist es? (Er will ihr die Schürze öffnen. Lore zieht den Arm zurück.)

Lore. Ei, so erfährst du es nicht, Fritzchen! Kannst du's nicht erraten?

Fritz. Vielleicht! — Eine Pelzmütze! Nicht wahr?

Lore. Warum nicht gar! Du hast ja erst einen neuen Hut bekommen.

Fritz. Dann ist's gewiß ein Bilderbuch.

Lore. Nein, Fritz, du schaust ja deine alten kaum mehr an.

Fritz. Jetzt hab' ich's! Ein Paar Schlittschuhe.

Lore. Wo sollte ich das viele Geld herbekommen, um Schlittschuhe zu kaufen?

Fritz. Wär' es nicht klüger, du sagtest mir's kurz und gut? Ich errate es doch nicht.

Lore. Nun, so warte bis zum Christabend!

Fritz. Ach, kannst du mich so martern mit deiner geschwätzigen Verschwiegenheit?

Lore. Und kannst du mich so martern mit deiner zudringlichen Neugier?

Fritz. So hilf mir doch ein wenig auf die Spur, Lorchen! Kommt das Geschenk aus dem Tierreiche?

Lore. Nein.

Fritz. Aus dem Pflanzenreiche?

Lore. Nein.

Fritz. Aus dem Mineralreiche?

Lore. Nein.

Fritz. Am Ende trägst du gar etwas Unsichtbares in deiner Schürze.

Lore. Endlich geraten! (die leere Schürze mit Lachen öffnend) und in welches Reich gehört nun das Nichts?

Fritz. O du Schelm! Warum schlugst du denn die Schürze so geheimnisvoll über die Arme, wenn du nichts darin hattest?

Lore. Weil ich von der Straße kam und meine Hände kalt waren. Wie kamst du denn darauf, ein Geheimnis bei mir zu suchen? Brachtest du mich doch selbst auf eine Neckerei. Neugierige Menschen müssen sich's schon gefallen lassen, ein wenig gefoppt zu werden.

Fritz. Das merk' ich an mir. Aber weißt du auch, Lorchen, daß es der letzte Streich ist, den du über meine Neugierde mir spielst!

32. Draußen liegt Schnee.

Heißa! Juchhe! Draußen liegt Schnee;
Liegt dort so weiß und rein;
Lieget gar weich und fein;
Ladet zum Spiele ein.
Heißa! Juchhe! Draußen liegt Schnee!

Heißa! Juchhe! Schnell kam der Schnee!
Wer hätte wohl gedacht,
Daß so in einer Nacht

Winter ihn uns gebracht?
Heißa! Juchhe! Schnell kam der Schnee!

Heißa! Juchhe! Kalt ist der Schnee!
Aber der Kinder Schwarm
Reget den Fuß, den Arm,
Tummelt sich froh und warm.
Heißa! Juchhe! Kalt ist der Schnee!

Heißa! Juchhe! Willkommen, Schnee!
Deckest du leis im Nu
Die müde Erde zu,
Schläft sie in süßer Ruh'.
Heißa! Juchhe! Willkommen, Schnee!

33. Was die Schneeflocke erzählt.

Mein Geburtsort ist der Kochtopf deiner Mutter. In demselben befanden sich Tausende von Wassertröpflein. Diesen Topf stellte deine Mutter auf das Feuer. Anfangs gefiel es mir in dem Topfe. Aber bald wurde es mir angst und bange; denn das ganze Wasser fing an zu kochen. Schnell verwandelte ich mich in Wasserdampf und nahm Reißaus. Aus dem Topfe kam ich in die Küche. Hier stand eben das Fenster offen, und ich stieg durch dasselbe hinaus ins Freie. Nun schwebte ich senkrecht empor. Aber nach oben wurde es immer kälter. Zuletzt ward es so kalt, daß ich einen weißen Pelz anzog und mich in Schnee verwandelte. Hier oben gefiel es mir auch nicht lange.

Ich ſchwebte deshalb wieder herab und ſetzte mich auf den Ärmel deines Rockes. Bitte, nimm mich nicht in die Hand, ſonſt werde ich zu Waſſer.

34. Der Eine und der Andere.

Der eine ſieht, was oben fliegt,
Und merkt nicht, was auf Erden kriecht;
Der andre ſieht, was unten kriecht,
Und nicht, was überm Kopf ihm fliegt.

Der eine ſieht, was vor ihm liegt,
Doch was ihm fern iſt, ſieht er nicht;
Der andre ſieht, was ferne liegt,
Und ſieht die eig'nen Beine nicht.

Der eine weiß, was ihm geſchicht,
Um andre kümmert er ſich nicht;
Ein andrer ſpricht von andrer Pflicht,
Doch ſeine eig'ne tut er nicht.

35. Sprichwörter.

Auch der kleinſte Baum wirft ſeinen Schatten.

Bricht ein Ring, ſo reißt die ganze Kette.

Durch Schaden wird man klug.

Ein Ei in der Hand iſt beſſer als eine Henne über Land.

Fleiß bringt Brot, Faulheit Not.

Gutes Wort findet guten Ort.

Hitzig ist nicht witzig.
Irren ist menschlich.
Jung gewohnt, alt getan.
Keine Rosen ohne Dornen.
Lügen haben kurze Füße.
Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen.
Neue Besen kehren gut.
Ost und West, daheim ist's best.
Pflanze, oft versetzt, gedeiht nicht.
Recht tun, läßt sanft ruh'n.
Spare in der Zeit, so hast du in der Not.
Treue Hand geht durchs ganze Land.
Unrecht Gut gedeiht nicht.
Vergeben ist leichter als vergessen.
Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter.
Zeit und Stunde rennt durch den rauhsten Tag.

36. Des armen Robins Weihnacht.

Seht vor dem Fenster auf dem Schnee,
Getrieben von des Hungers Weh,
Das arme Vöglein emsig suchen
Nach einem Krümchen von dem Kuchen.

Vom Weihnachtskuchen oder Brot
Streut ihm ein Körnchen in der Not;
Das wird es euch im Frühling danken
Mit Liedern aus den grünen Ranken.

Mit Liedern aus dem grünen Hag,
Mit jubelnd hellem, süßem Schlag,
Wenn bei des Feldes vollen Garben
Das Vöglein nicht mehr braucht zu darben.

Wie bebt vor Frost der arme Wicht!
Versagt dem kleinen Bettler nicht
Von eurem Mahl ein winzig Krüstchen
Zur Nahrung für sein rotes Brüstchen.

Das Fenster auf! — Nun pickt es schon;
Jetzt ist es satt und fliegt davon;
Schaut, wie es nickt: „Dank, guter Knabe
Und gutes Mädchen, für die Gabe!“

37. Zur Winterzeit.

Martha: Du machst ein trauriges Gesicht, Emma; ich glaube gar, du weinst. Was fehlt dir?

Emma: Mich friert, Martha. Die kalte Winterluft geht mir durch Mark und Bein.

Martha: Aber warum ziehst du dich nicht warm an, wie ich? Sieh nur meinen dicken Rock und die warmen Handschuhe!

Emma: Wir sind arm. Meine Mutter verdient kaum so viel, daß wir uns satt essen können. Für warme Kleider langt es nicht. Ja, als der gute Vater noch lebte, da war es anders!

Martha: Nun, so geh doch und wärme dich in der Stube drinnen!

Emma: Ach! wir müssen auch mit Holz und Kohlen sparsam sein. Erst wenn die Mutter von der Arbeit heimkommt, heizen wir ein. Wohin willst du?

Martha: Ich will auf dem Teiche Schlittschuh laufen. Es ist gar so schön, auf dem Eise dahinzugleiten.

Emma: Das glaube ich dir gerne. Ich habe es noch nie versuchen können.

Martha: Auf einem Schlitten bist du aber doch schon gefahren?

Emma: Ja, mit einem anderen Mädchen bin ich einmal den kleinen Berg hinter eurem Garten hinuntergefahren.

Martha: Ei, da solltest du sehen, wie man in einem großen Schlitten dahinsaust, wenn Pferde davorgespannt sind. Freilich muß man sehr warm angezogen sein. Ich habe mir zu Weihnachten einen neuen Mantel und einen Pelz bestellt. Was wünschest du dir?"

Emma: Ich bin zufrieden, wenn wir nur genug zu essen haben und ich ein Paar warme Strümpfe bekomme. Wer weiß, ob ich diesmal ein Christbäumchen erhalte!

Martha: Liebe Emma, sei nur deswegen nicht betrübt! Ich will dir helfen, so weit ich es kann. Heute noch spreche ich mit meiner guten Mama. Gewiß erlaubt sie mir, dich zu mir auf Weihnachten ein-

zuladen. Ich werde auch Papa bitten, euch Kohlen und Kartoffeln zu schicken. Grüße deine Mutter aufs Beste. Doch nun, leb wohl! Auf Wiedersehen!

38. Weihnachten.

Die Tage im Dezember sind oft trübe. Wie lange dauert die Nacht! Es will gar nicht recht helle werden. Man muß des Morgens bei Lichte aufstehen und abends wird es schon sehr frühe wieder dunkel. Aber doch ist diese Zeit voller Freude für Jung und Alt. Bald kommt ja das schöne Weihnachtsfest. Da will ein jeder den anderen erfreuen. Die Eltern suchen im Stillen die Gaben für die Kinder aus, und die Kinder arbeiten an Geschenken für die Lieben. Dabei sind sie voller Erwartung und raten, was sie wohl erhalten werden.

Endlich ist der Christabend gekommen. Nun steht in fast jedem Hause ein Tannenbaum mit glänzendem Schmuck und strahlenden Lichtern. An seinen Zweigen hängen viele süße Sachen. Auf den Tischen liegen hübsche und nützliche Gaben. Weihnachtslieder er-

tönen. Doch auch die Armen werden nicht vergessen. Das Weihnachtsfest ist ein Fest der Liebe und des Wohltuns.

39. Weihnachtslied.

Weihnachtsbaum, Weihnachtsbaum!
Silbernes Schimmern;
Weihnachtsbaum, Weihnachtsbaum!
Goldenes Glimmern;
Strahl deinen Freudenschein
Uns in das Herz hinein.
Weihnachtsbaum, Weihnachtsbaum,
Blinke und winke!

Weihnachtsbaum, Weihnachtsbaum!
Leuchtendes Blitzern;
Weihnachtsbaum, Weihnachtsbaum!
Funkelndes Glitzern:
Gib, was die Seele freut;
Schenk uns Zufriedenheit.
Weihnachtsbaum, Weihnachtsbaum,
Blinke und winke!

40. Was aus dem Weihnachtsbaum geworden ist.

Im Hofe steht ein Baum. Es ist der alte Tannenbaum, der den Kindern zu Weihnachten so viel Freude machte. Als er anfing dürr zu werden und seine Nadeln verlor, sollte er zerhackt und verbrannt

werden. Da baten die Kinder, das nicht zu tun. Sie nahmen einige bunte Kugeln und Ketten, sowie etwas Zuckerbrot, hängten alles in den dürren Baum und stellten ihn dann hinaus in den Schnee hinten am Zaune. Nun kann er ein Weihnachtsbaum für die Vögel und andere Tiere sein.

41. Das Mädchen mit den Schwefelhölzchen.

Es war der letzte Abend im Jahre. Draußen herrschte bittere Kälte. Dicht fiel der Schnee. Da ging ein kleines Mädchen ohne Kopfbedeckung und Schuhwerk in den Straßen einer großen Stadt umher. Beim Fortgehen vom Hause hatte es Schuhe angehabt, aber den einen Schuh hatte es beim Laufen verloren, und den andern hatte ein böser Junge genommen. Nun fror das arme Mädchen sehr und hungrig war es auch. In der

Schürze trug es viele Schachteln voll Schwefelhölzer; die wollte es gerne verkaufen. Doch niemand achtete auf das Mädchen. Müde und halb erfroren setzte es sich in einen Hauseingang. Überall wurden noch einmal die Weihnachtsbäume angezündet. Da wurde das Mädchen sehr traurig. Heim wollte es nicht gehen, denn es hatte kein Geld verdient, und zu Hause war es auch nicht warm. So nahm es ein Schwefelholz aus einer der Schachteln und strich damit an der Wand auf und nieder. Das gab eine helle, warme Flamme. Wie es sprühte und glühte! Es war ein wunderbares Licht. Das kleine Mädchen glaubte vor einem großen eisernen Ofen zu sitzen. Feuer brannte darin und wärmte, ach! so schön. Schon streckte das Kind die Füße aus, um auch die zu wärmen, da war das Schwefelholz verbrannt und alles wieder dunkel. Jetzt strich das kleine Mädchen ein zweites Schwefelhölzchen an der Wand an. Das brannte ganz hell, und wo der Schein auf die Mauer fiel, konnte man durch diese schauen. Drinnen zeigte sich ein großes Zimmer. Im Zimmer stand ein langer Tisch; der war gedeckt, und mitten auf ihm stand eine Schüssel mit einer braun gebratenen Gans. Doch was noch viel schöner war: die Gans hüpfte herunter und watschelte, Messer und Gabel in der Brust, zu dem armen Mädchen hin. O weh! da erlosch das Schwefelholz, und es blieb die dicke, kalte Mauer zurück.

Nun zündete das Mädchen das dritte Schwefelhölzchen an. Da saß es unter einem herrlichen Christ-

baum, der war noch schöner als der, den es durch die Glastür bei dem reichen Kaufmanne gesehen hatte. Hunderte von Lichtern brannten an den grünen Zweigen und bunte Sachen blickten herab. Die Kleine streckte die Hände darnach aus; — doch da erlosch das Schwefelholz. Die Weihnachtslichter stiegen höher und höher; bald schienen sie Sterne am Himmel. Einer davon fiel herunter und hatte einen langen Feuerschweif. „Jetzt stirbt jemand!“ seufzte das Mädchen. Die Großmutter, von der es allein freundlich behandelt wurde, die jetzt aber längst tot war, pflegte zu sagen: „Wenn ein Stern fällt, steigt eine Seele zu Gott empor!“

Und schnell strich das kleine Mädchen wieder ein Schwefelholz an. Das brannte gar hell und in seinem Glanze stand die alte Großmutter da, so mild und liebevoll. „Großmutter!“ rief die Kleine, „oh, nimm mich mit dir; ich weiß, daß du von mir gehst, wenn das Schwefelholz ausgebrannt ist, wie der warme Ofen, der Gänsebraten und der schöne Weihnachtsbaum verschwunden sind!“ Um die Großmutter recht lange festzuhalten, setzte sie alle Hölzchen, die noch in der Schachtel waren, auf einmal in Brand. Da gab es einen Glanz, daß es fast noch heller war als am Tage. So schön, so groß hatte die Großmutter früher nie geschienen; sie nahm das Mädchen auf den Arm, und beide flogen aufwärts, hoch und immer höher, in Licht und Freude. Da war weder Hunger, noch Kälte und Angst, — sie waren im Himmel.

An die Wand gelehnt, saß in kalter Morgenstunde das arme kleine Mädchen, lächelnd, aber tot — erfroren an des Jahres letztem Abend. Man fand das Bund abgebrannter Schwefelhölzer. „Sie hat sich wärmen wollen," sagten die Leute. Niemand wußte, was das Kind Schönes gesehen hatte, und in welchem Glanze es mit der Großmutter zur ewigen Freude eingegangen war.

42. Benjamin Franklin.

Im Januar des Jahres 1706 wurde in der Stadt Boston ein Knabe geboren, der zu einem der berühmtesten Männer heranwuchs. Es war Benjamin Franklin. Sein Vater betrieb das Gewerbe eines Seifensieders und Lichtgießers. Der kleine Benjamin mußte dem Vater frühe bei der Arbeit helfen. Er hatte aber wenig Freude daran, sondern saß lieber hinter seinen Büchern. Deshalb wollte der Vater ihn Buchdrucker werden lassen. Ein Buchdrucker war auch Benjamins älterer Bruder James. Zu diesem kam er nun in die Lehre.

Als Benjamin fünfzehn Jahre alt war, wurde bei seinem Bruder eine neue Zeitung gedruckt. Manches

in diesem Blatte gefiel dem jungen Franklin nicht. Einmal sagte er zu seinem Bruder, er wolle Sachen besser schreiben, als sie in der Zeitung ständen. James lachte ihn aus. Da schrieb Benjamin Aufsätze in verstellter Handschrift und schickte sie dem Bruder zu. Dem gefielen sie und er nahm sie in das Blatt auf. Die Aufsätze fanden großen Beifall bei den Lesern. Als aber James erfuhr, wer der Verfasser sei, verlangte er, daß Benjamin acht volle Jahre als Lehrling bleibe.

Da schnürte der junge Franklin sein Bündel und ging in die Welt hinaus. Zuerst reiste er nach New York, von da nach Philadelphia, dann segelte er nach London, wo er zwei Jahre blieb. Hierauf kehrte er nach Philadelphia zurück und gründete mit einem Freunde ein eigenes Geschäft. Der Erfolg ließ nicht auf sich warten.

Dabei arbeitete Franklin unermüdlich an seiner Fortbildung. Für alles hatte er Interesse. Er erwarb sich einen Namen als Erfinder und Naturforscher. Ebenso wichtig waren seine Bemühungen um das Gemeinwohl.

Benjamin Franklin war schon ein Greis, als der Krieg gegen England ausbrach. Er wurde nach London und später nach Paris als Abgesandter geschickt. Nachdem er auf diesem Posten dem Vaterlande große Dienste geleistet hatte, kehrte er in die Heimat zurück. Er lebte noch einige Jahre in hohen Ehren und starb am 17. April 1790.

43. Zu Neujahr.

Sei uns willkommen, neues Jahr!
Wir bringen dir die Grüße dar.
Mach unser aller Hoffnung wahr:
Es sei der Welt hienieden
Viel wahres Glück und Frieden
In deinem Lauf beschieden!

44. Lincoln und das Vogelnest.

Abraham Lincoln ritt mit seinen Freunden hinaus aufs Land. Sie mußten durch einen Obstgarten reiten. Im Grase lagen vier junge Vögel; sie konnten noch nicht fliegen. Lincoln stieg vom Pferde und hob die Tierchen auf. Dann suchte er ihr Nest. Er fand das Nestchen auf einem Apfelbaume in der Nähe. Die Mutter der Vöglein saß auf einem Aste und schrie. Lincoln legte die Vögelchen wieder in das weiche Nest.

Die anderen Männer waren fortgeritten. Sie kamen an einen Bach und ließen die Pferde trinken. „Wo ist Herr Lincoln?“ fragte einer der Freunde. „O, Herr Lincoln ist noch im Garten und sucht ein Vogelnest!“ entgegnete ein anderer. Nach kurzer Zeit kam auch Herr Lincoln. Er sagte: „Ich könnte heute Nacht nicht schlafen, wenn ich die armen Tierchen nicht der Mutter zurückgegeben hätte!“

45. Lincolns Liebe zu seiner Mutter.

Lincolns Mutter starb bald nachdem die Familie von Kentucky nach Indiana gezogen war. Das war ein schmerzlicher Verlust für den jungen Abraham. Er trauerte sehr. Besonders wehe tat ihm der Umstand, daß kein Geistlicher anwesend sein konnte, als man die Verstorbene ins Grab legte. Einige Monate später hatte Abraham Gelegenheit, schreiben zu lernen, die er mit vielem Fleiße benutzte. In weniger als zwölf Monaten konnte er einen Brief zusammenstellen. Einen seiner ersten Briefe schrieb er an einen alten Freund seiner verstorbenen Mutter, einen Prediger. Er bat ihn zu kommen und eine Leichenrede zu halten. Pastor Elkins erhielt den Brief erst nach drei Monaten. Er eilte nach Indiana, um — ein Jahr nach dem Tode — der Mutter Lincolns vor den versammelten Nachbarn den letzten Liebesdienst zu erweisen. Lincoln hat seine Mutter nie vergessen; aber auch seine Stiefmutter ehrte und schätzte er hoch.

46. Mein Vaterland.

O Vaterland, mein Vaterland;
Mich knüpft an dich ein festes Band.
Du bist so reich im Ehrenkranz,
Du bist so schön im Freiheitsglanz.
Ich liebe dich so inniglich,
Mein Vaterland, mein Vaterland.

O Vaterland, mein Vaterland;
Ich weihe froh dir Herz und Hand.
So lange über Tal und Höh'n
Die Wolken zieh'n, die Winde weh'n,
Bleibt höchster Ruhm dein Bürgertum,
Mein Vaterland, mein Vaterland.

47. Waſhingtons Erziehung zur Wahrhaftigkeit.

Georg Waſhingtons Eltern hielten die Wahrheit hoch in Ehren. Sie benutzten jede Gelegenheit, ihrem Sohne begreiflich zu machen, wie häßlich das Lügen ſei. Einſt hielt der Vater dem Kleinen folgende Rede:

„Die Wahrheit, Georg, iſt die liebenswürdigſte Eigenſchaft der Jugend. Ich würde fünfzig Meilen weit reiten, mein Sohn, um den kleinen Knaben zu ſehen, deſſen Herz ſo aufrichtig iſt und deſſen Lippen ſo rein ſind, daß man ſich auf jedes Wort, welches er ſagt, verlaſſen kann. O, wie liebenswürdig erſcheint ſolch ein Kind in den Augen von jedermann. Aber, wie verſchieden, Georg, iſt es mit dem Knaben, der ſo ſehr dem Lügen anhängt, daß niemand ein Wort von ihm glauben darf. Er wird mit Abneigung betrachtet, wo immer er geht, und Eltern fürchten ſich, ihn bei ihren Kindern zu ſehen. O Georg, mein Sohn, lieber als dich ſo zu haben, wollte ich, ſo teuer du mir biſt, helfen deinen Sarg vernageln und dich zu Grabe geleiten. Schwer würde es mir werden, meinen Sohn herzugeben, deſſen kleine Füße ſtets bereit ſind,

um mich herum zu laufen und deſſen liebe Augen und ſüßes Plaudern ſo viel meines Glückes ausmachen. Aber doch würde ich ihn eher miſſen, als in ihm einen gemeinen Lügner ſehen."

Georg Waſhington beherzigte dieſe Lehren und wurde ein aufrichtiger Menſch. Es wird erzählt, ſeine Mutter habe ſpäter geſagt, ihr wäre nie ein unwahres Wort ihres Sohnes zu Ohren gekommen.

48. Brunhild.

Gunther hatte ſeine Schweſter Kriemhild zehn Jahre lang nicht geſehen. Deshalb ſprach er eines Tages zu Brunhild: „Ich würde mich ſehr freuen, Kriemhild und Siegfried wiederzuſehen; ſollen wir ſie einladen, uns zu beſuchen?" Brunhild ſagte freudig ja. Sie ſchickten einen Boten mit der Einladung nach Xanten. Siegfried und Kriemhild verſprachen bald zu kommen. Kurze Zeit nachher kamen ſie nach Worms. Alle waren froh, die ſchöne Kriemhild und den mächtigen Siegfried begrüßen zu können. Gunther gab ein großes Feſt mit Ritterſpielen. Die ſtärkſten Männer des Landes fanden ſich zu dieſen Spielen in Worms ein. Aber Siegfried gewann die meiſten Preiſe. Kriemhild war ſehr ſtolz und ſagte zu Brunhild: „Iſt Siegfried nicht der ſchönſte und ſtärkſte Mann hier?" Brunhild war neidiſch, weil Gunther keinen Preis gewinnen konnte und ſprach: „Siegfried mag ſtark ſein, aber Gunther iſt ein König

und Siegfried nur sein Dienstmann!“ Kriemhild hörte das nicht gerne, doch erwiderte sie nicht.

Am nächsten Morgen wollten die beiden Frauen in die Kirche gehen. Auf der großen Treppe trafen sie zusammen. Da rief Brunhild hämisch: „Ich bin Königin hier und habe das Recht, zuerst in die Kirche hineinzugehen. Du bist ja nur die Frau eines Dienstmannes!“ Jetzt wurde aber Kriemhild sehr zornig und schrie: „Wenn Siegfried nicht Gunther geholfen hätte, wärst du heute nicht Königin von Burgund!“ Brunhild wollte das nicht glauben, doch Kriemhild höhnte: „Sieh hier diesen Ring, den Siegfried dir abnahm, als er dich auf die Kniee warf?“ Da wußte Brunhild, daß Kriemhild die Wahrheit redete. Sie wurde so zornig, daß sie in ihrem Herzen schwor, Siegfried müsse sterben.

Zu dieser Zeit lebte in Worms ein gewaltiger und kluger Held, namens Hagen. Der war ein guter Freund von Brunhild. Als diese ihm weinend erzählte, was geschehen sei, sagte auch er: „Siegfried muß sterben!“ Voll Freundlichkeit ging er zu Kriemhild und sprach: „Wir wollen auf die Jagd, um Bären zu fangen. Ich bin Siegfrieds Freund und will ihn beschützen, denn die Bären sind sehr wild. Willst du mir nicht die Stelle bezeichnen, wo Siegfried verwundbar ist?“ Kriemhild glaubte ihm und nähte ein rotes Kreuz auf Siegfrieds Gewand. Am folgenden Tage ritten Gunther, Hagen und Siegfried mit vielen anderen Rittern auf die Jagd. Hier zeigte

Siegfried wieder ſeine Kraft. Er fing die Bären mit den Händen und trug ſie auf der Schulter fort. Gegen Abend erreichten ſie eine Quelle. Siegfried bückte ſich, um zu trinken. Da ſtieß ihm Hagen von hinten den Speer tief in den Rücken. Tot fiel Siegfried zur

Erde; das Gras wurde von seinem Blute ganz rot. Sie brachten den Gemordeten nach Worms und legten ihn vor Kriemhilds Tür. Als Kriemhild am nächsten Morgen in die Kirche gehen wollte, fand sie den Toten. Groß war ihr Schmerz. Drei Tage und Nächte saß sie weinend an Siegfrieds Leiche. Den Mördern aber schwor sie blutige Rache.

49. Der Straßenfiedler.

Hermann: Heute hatten wir aber vielen Spaß in der Schule!

Die Mutter: Nun, was hat euch denn solches Vergnügen bereitet, Hermann?

Hermann: Seit einiger Zeit ist ein Junge in unserer Klasse, dessen Eltern erst kürzlich von Deutschland eingewandert sind. Er heißt Gotthold Langler, und wenn er manchmal versucht, englisch zu sprechen, müssen wir alle lachen.

Die Mutter: Wie, Hermann? Ist es denn seine Schuld, daß er in Deutschland die englische Sprache nicht erlernt hat?

Hermann: Nein, Mama, aber es klingt so komisch! Gestern nach der Schule gingen mehrere Knaben an den Fluß. Denke dir, was wir dort sahen! Gotthold stand mit einer Geige an der Werfte, und als die Leute aus dem Schiffe kamen, spielte er und sammelte dann Geld mit seiner Mütze.

„Dem Straßenfiedler wollen wir einen Streich

spielen," rief Franz Tanner, „seid morgen früh um halb neun Uhr alle im Schulhof!"

Heute waren wir alle pünktlich da. Als Gotthold kam, nahm Franz einen alten Schirm und legte ihn wie eine Violine an sein Kinn. Dann ergriff er einen Staubbesen, strich wie mit einem Bogen über den Schirm und heulte so gräßlich dazu, daß die ganze Klasse in ein lautes Gelächter ausbrach und ausrief: „Straßenfiedler! Straßenfiedler!"

Die Mutter: Und was tatest du, mein Sohn?

Hermann: Ich lachte mit den anderen.

Die Mutter: Wie? du konntest einen Knaben verhöhnen, der dir nichts zuleide getan hat? Das betrübt mich sehr, mein Sohn. Und was tat Gotthold?

Hermann: Zuerst wurde er blaß, dann kamen ihm die Tränen in die Augen und er lief rasch davon. Da tat mir doch der arme Junge ein wenig leid. —

Die Mutter: Sieh, der Vater kommt!

Der Vater: Heute habe ich euch etwas Hübsches mitzuteilen. Wie du weißt, Mama, fand heute Nachmittag die Prüfung der jungen Leute statt, die in der Musikschule freien Unterricht zu erhalten wünschen. Die fünf besten werden drei Jahre lang im Violinspiel unterrichtet. Wer am meisten Talent hat, bekommt außerdem noch seine Kost und Wohnung bezahlt. Als etwa zwanzig junge Leute ihre Prüfung abgelegt hatten, führte ein Professor einen Knaben herein, der nicht viel größer war als Hermann. Die geputzten Herrchen blickten spöttisch auf den ärmlich

gekleideten Jungen und seine alte Geige. Kaum hatte er jedoch einige Striche getan, da verging ihnen das Lachen. Er spielte wunderschön, und als er fertig war, klatschten alle Beifall und die Professoren sprachen wie aus einem Munde: „Dieser kleine Bursche verdient die Freistelle!“ Gotthold Langler aber, so hieß der Knabe, verließ strahlend vor Glück und Freude die Musikschule. Die Eltern dieses Knaben sind erst kürzlich von Deutschland angekommen. Kaum waren sie einige Tage in der Stadt, so wurde der Vater von einer schweren Krankheit befallen. Die Mutter pflegte ihn, Gotthold aber ernährte durch sein Violinspiel auf der Straße seine Eltern und Geschwister. Dabei hörte ihn dann ein Professor spielen und erkannte sogleich das Talent des Knaben. Von jetzt an werden wohltätige Leute für die Familie sorgen. Gotthold aber hat alle Aussicht, ein tüchtiger Künstler zu werden.

Hermann. Mutter, wie muß ich mich meines Betragens schämen. Ich werde Gotthold um Verzeihung bitten und ihm von nun an als Freund zur Seite stehen.

50. Der neunundzwanzigste Februar.

Er ist ein selt'ner Gast
Und macht nicht lange Rast.
Nur einmal in vier Jahren
Kommt er ins Land gefahren,
Und ist bereits entschwunden
Nach vierundzwanzig Stunden.

51. Die beiden Hähne.

Drüben auf des Nachbars Zaun,
Auf dem höchsten Pfahle
Kräht der stolze Gockelhahn
Mehr als hundert Male.
Kikeriki!

Und im Hof ein gleicher Gauch,
Hört er nur die Weise,
Kräht, als könnt' erringen heut'
Er den Preis der Preise.
Kikeriki!

Und so krähn sie fort im Streit,
Bis sie beide heiser,
Bis vor Wut sie müde zwar,
Keiner aber weiser.
Kikeriki!

52. Ein Rätsel.

Was sitzt dort auf dem Weidenbaum?
Ist's wirklich, oder ist's ein Traum?
Viel tausend graue Kätzchen
Und mitten drunter Spätzchen,
Die sprangen froh von Zweig zu Zweig.
Ich wollte fangen alle gleich.
Da flogen fort die Spatzen,
Es blieben nur die Katzen.
Nun sage schnell mir, liebes Kind,
Was das für zahme Kätzchen sind!

53. Sprüche.

Sei noch so arm, was macht dich reich?
Ein Herz, für fremde Leiden weich.
Sei noch so klein, was macht dich groß?
Zufriedenheit mit deinem Los.
Sei noch so alt, was macht dich jung?
Warst du stets gut, — Erinnerung.

Kopf ohne Herz macht böses Blut;
Herz ohne Kopf tut auch nicht gut;
Wo Glück und Segen soll gedeih'n,
Muß Kopf und Herz beisammen sein.

Wer sich nicht mag bücken,
In niemand sich kann schicken,
Und stets auf seinem Sinn besteht,
Gar leicht darob zu Grunde geht.

Bist du noch kein dürrer Ast,
Frisch dein Tagewerk erfaßt,
Aber nicht mit Eil' und Hast!
Und wo gar dich Zorn erfaßt,
Lege nieder dich zur Rast;
So sparst du dir manche Last.

54. Die Weidenkätzchen.

In einem Lande weit, weit von hier, gab es einst ein Volk, das die größte Vorliebe für die Katzen hatte. Es hielt sich diese Tiere in Menge, alt und

jung, klein und groß, schwarze und weiße und gefleckte, vor allem aber viele mit schönem, glänzendem grauen Felle. Sie wurden gehegt und gepflegt, und keiner durfte ihnen etwas zuleide tun.

Nun trug es sich zu, als der Schnee im Gebirge schmolz und der Regen hernieder strömte, daß die Flüsse über ihre Ufer traten und eine schreckliche Flut das Land verwüstete. Katzen aber mögen das Wasser nicht leiden, und so liefen sie davon, um trockenen Schutz zu suchen, die alten voran und die kleinen hinterher. Alsbald kamen sie an eine Stelle, wo viele Bäume, und namentlich Weidenbäume, standen. Eilig kletterten die geängstigten Tiere an den Stämmen empor und klammerten sich in den Ästen und Zweigen fest. Da schliefen sie ermüdet ein und wollten gar nicht aufwachen. Sie blieben ganz stille liegen, als die Wellen höher gingen und schließlich der Wind von dem Schlamme und Schmutze hinaufwarf, so daß die Katzen über und über mit einer dicken Kruste bedeckt wurden und nichts mehr von ihnen zu sehen war.

Endlich aber hörte doch der Regen auf und das Wasser verlief sich. Dann kam die Sonne hinter den Wolken hervor und schien auf die Erde und die Bäume und auf die Katzen, die in den hartgetrockneten Schalen immer noch schliefen. Die warmen Strahlen ließen die Hüllen aufspringen und langsam kamen die

grauen und weißen und gefleckten Pelzchen zum Vorschein. Nach einer Weile konnte man auch die niedlichen Köpfchen erblicken, und dann waren eines Tages die Kätzchen verschwunden, doch an den Zweigen zeigten sich zarte grüne Blättchen.

Aber alljährlich kann ein jeder, der sich die Mühe nehmen will, beim Frühlingsanfange Weidenkätzchen finden.

55. Vom Schneeglöckchen.

Als der liebe Gott die Erde erschaffen hatte und alles in bunter Farbenpracht erglänzte, beklagte sich der Schnee beim Schöpfer, daß für ihn keine Farbe geblieben sei und er nun ebenso wenig beachtet sein würde wie der Wind. „Geh doch zu den Blumen!“ sagte der liebe Gott, „sie werden dir von ihren Farben geben!“ Aber keine Blume wollte von ihrer Farbenpracht etwas ablassen. Nur das kleine Schneeglöckchen hatte Mitleid. „Wenn du dich mit meiner Farbe begnügen willst, so will ich dir davon geben!“ sagte es zum Schnee. Und der Schnee war zufrieden. Zum Dank hütet nun der Schnee das kleine Blümchen während des kalten Winters und hüllt es warm ein, damit es nicht erfriert.

56. Rätsel.

1. Mein erstes ist im Alphabet;
   Mein zweites nachts am Himmel steht;
   Das Ganze bringt die Frühlingszeit:
   Ein Fest, das jung und alt erfreut.

2. Ein Mädchenspielzeug ist das Ding
   Und Wiege für den Schmetterling.

57. Baum und Star.

Star. Guten Tag, lieber Baum!

Baum. Ei, willkommen, Herr Starmatz! Bist du denn schon wieder da? Der Winter ist ja noch gar nicht ganz fortgezogen.

Star: Ich hatte im Süden Heimweh bekommen. Deshalb habe ich mich sehr zeitig aufgemacht.

Baum: Das ist hübsch von dir, daß du mich gleich aufgesucht hast.

Star: Ich komme auch mit einer Bitte. Ich wollte dich fragen, ob wir bei dir wohnen dürfen?

Baum: Das könnt ihr schon. Bezahlt ihr denn aber auch die Miete pünktlich?

Star: Geld haben wir freilich nicht, aber wir wollen von deinen Zweigen recht fleißig die bösen Insekten ablesen.

Baum: Wenn ihr das tun wollt, sollt ihr an mir einen recht guten Wirt haben. Ich werde euch auch vor den rauhen Winden und den heißen Sonnenstrahlen schützen.

58. Die Raupe.

„Eine Raupe! Eine Raupe!“ So ſchreien die Kinder. „Das häßliche Tier!“ Die Mädchen laufen davon; ein Knabe tötet das Inſekt. Ja, die Raupe iſt nicht ſchön und noch dazu ſehr ſchädlich. Die Raupen freſſen die Blätter von den Bäumen und vernichten die Ausſichten auf reiche Frucht. Sie verderben die ſaftigen Kräuter und bunten Blumen. Deshalb freuen wir uns der Vögel, welche die Raupen gerne verzehren.

Aber wißt ihr auch, daß aus den häßlichen Raupen nach und nach prächtige Schmetterlinge werden? Beobachtet es ſelbſt. Im Frühlinge fangt einige Raupen, legt ſie in ein Glas und verſchließt es mit einem Papierdeckel. In dieſen ſtoßt mit einer Nadel einige Luftlöcher. Vergeßt nicht, den Raupen täglich friſche Blätter zu geben. Nach wenigen Tagen werden die Raupen aus ihrer alten Haut herauskriechen und eine neue anhaben. Das wiederholt ſich ein paarmal. Aber eines Tages liegen ſie da ſtill und freſſen nichts; ſie ſcheinen tot zu ſein. Jetzt nennt man ſie Puppen. Sind ein paar Wochen vergangen, ſo kriechen aus den Puppen Schmetterlinge hervor.

59. Mondamin.

Vor langer Zeit lebte ein Indianerknabe, der Hiawatha hieß. Er wohnte mit ſeiner Großmutter Nokomis in einem Wigwam. In der Nähe ſtanden andere Wigwams, denn es gab viele Indianer in dem

Dorfe. Die Männer jagten Büffel und Hirsche; die Frauen suchten Beeren. Oft waren keine Beeren zu finden und auch die Männer brachten nichts heim von der Jagd. Dann mußten alle hungern. Das machte Hiawatha sehr traurig. Gerne hätte er geholfen. Eines Tages ging er in den Wald. Dort baute er sich eine Hütte und bat den großen Geist um Hülfe für sein Volk. Sieben Tage lang wollte er fasten und beten. Am vierten Tage war er sehr schwach und müde. Er legte sich am Eingange seiner Hütte nieder. Als die Sonne eben untergehen wollte, trat jemand zu ihm. Es war ein junger Indianer, ganz in gelb und grün gekleidet. Schöne, grüne Federn nickten über seiner Stirne und sein Haar war weich und golden. Er sagte: „Der große Geist hat dein Gebet erhört, Hiawatha! Er hat mich zu dir geschickt. Komm laß uns mit einander ringen. Dann bekommst du, was du wünschest!“ Da trat Hiawatha vor und rang mit Mondamin — so hieß der andere Indianerknabe. Beim Ringen wurde Hiawatha immer stärker.

Als die Sonne verschwunden war, ging Mondamin fort. Aber am nächsten Tage kam er wieder und auch am darauf folgenden. Da sagte Mondamin: „Morgen komme ich zum letztenmal, Hiawatha! Du wirst mich dann im Ringen besiegen. Nachher mache mir ein Bett, wo der Regen auf mich fallen und die Sonne mich wärmen kann. Zieh mir die gelben und grünen Kleider ab und decke mich mit ihnen zu in der Erde!“

Am Tage darauf kam Mondamin gegen Sonnenuntergang und rang mit Hiawatha. Auf einmal lag Mondamin am Boden und rührte sich nicht mehr. Nun machte Hiawatha ein Bett in der Erde und legte ihn hinein. Er deckte ihn mit weicher Erde zu. Dann ging Hiawatha zurück zu Nokomis. Aber täglich besuchte er den Wald und wartete ab, was geschehen werde. Eines Tages sah er zwei kleine, grüne Büschelchen aus der Erde hervorschauen, bald ein anderes und noch eins. Und ehe der Sommer vorüber war, standen ganze Reihen da, groß und schön, in hellem, grünem Kleide und mit langem, goldenem Haar. Hiawatha rief: „Das ist Mondamin!"

Es war der Mais, ein Geschenk des großen Geistes. Hiawatha lehrte sein Volk den Mais zubereiten. Nun hatten sie genug zu essen. Mondamins wurde seitdem stets in Dankbarkeit gedacht.

60. Der Mais oder das Welschkorn.

In keinem anderen Lande wird so viel Mais gepflanzt und gebraucht als in den Vereinigten Staaten. Schon die Indianer bauten hier vor mehr als dreihundert Jahren den Mais, und sie verstanden auch, ihn als Lebensmittel zu benützen. Von den Rothäuten lernten es die Weißen.

Der Mais oder das Welschkorn wird im Frühlinge gesäet. Bei warmem Wetter und in gutem Boden wächst die Pflanze sehr rasch. Die hohlen Maisstengel werden manchmal acht bis zehn Fuß hoch und an jedem Stengel wachsen zwei oder drei Kolben. Die Blätter der Maispflanze sind lang und schmal; sie gleichen einem Schwerte. Der Mais hat zweierlei Blüten, nämlich oben am Stengel und an den Kolben.

Die Maiskörner werden in verschiedener Weise gebraucht. Man füttert damit Pferde, Schweine und das Geflügel; man mahlt den Mais auch zu Mehl und bereitet daraus allerlei Speisen. Raben, Krähen und andere große Vögel fressen die Körner ebenfalls sehr gerne und richten daher in den Maisfeldern oft viel Schaden an.

61. Etzel.

Nach Siegfrieds Tode wohnte Kriemhild in Worms. Der große Nibelungenschatz gehörte jetzt ihr. Sie war nun sehr reich und half den Armen

und Kranken mit vollen Händen. Dadurch gewann sie viele Freunde. Nun befürchtete Hagen, daß sie mit dem Gelde Leute kaufen möchte, um ihn zu töten. Deshalb nahm er ihr den Schatz weg und warf ihn in den Rhein. Kriemhild konnte das nicht verhindern, denn jeder hatte Angst vor dem grimmen Hagen. In Kriemhilds Herzen aber lebte nur der eine Wunsch nach Rache.

Da kam eines Tages ein Bote des Königs Etzel. Etzel war der König vom Hunnenland und wohnte weit im Osten an der Donau. Er hatte von Kriemhild gehört und wollte sie zur Frau haben. So schickte er denn seinen guten Freund Rüdiger nach Worms, um Kriemhild zu werben. Kriemhild lehnte anfangs ab. Aber Rüdiger versprach, ihr zu jeder Zeit und in allem zu helfen. Jetzt glaubte sie, die Gelegenheit finden zu können, sich an Hagen zu rächen. Sie folgte Rüdigern nach dem Hunnenlande und wurde Etzels Frau. Sechs Jahre lang lebten sie glücklich zusammen. Kriemhild vermochte aber den Mörder Siegfrieds nicht zu vergessen. Deshalb schickte sie eine Einladung an ihre Brüder nach Worms. Gunther sagte: „Kriemhild hat alles vergessen; wir wollen sie besuchen!“ Alle gingen sie; Gunther mit seinen Brüdern, Hagen und viele andere. Nur die Frauen blieben in Worms. Zwanzig Tage hindurch ritten die Burgunder auf ihren Pferden die Donau entlang, bis sie in Etzels Reich kamen. Hier wurden sie freundlich empfangen. Kriemhild

gab jedem die Hand, nur Hagen nicht. Am nächſten Tage, als Burgunder und Hunnen beim Mittagsmahle ſaßen, ſollten fünfhundert Hunnen Hagen töten. Aber Hagen ſah ſie kommen und ſprach zu Kriemhild: „Du willſt meinen Tod; allein ich fürchte mich nicht vor dir!“ Mit dieſen Worten ſchlug er dem jungen Sohne Etzels und Kriemhilds den Kopf ab. Dann zogen die Burgunder ihre Schwerter und töteten alle

Hunnen im Saale. Jetzt begann ein furchtbarer Kampf. Kriemhild ließ Feuer an das Haus legen, in dem die Burgunder waren. Einer nach dem anderen wurde getötet, aber auch tauſende von Hunnen mußten ſterben. Am dritten Tage waren nur noch Hagen und Gunther von den Burgundern am Leben.

Es lebten damals bei Etzel zwei Männer, Dietrich

von Bern und der alte Hildebrand. Die waren so stark, daß man überall von ihnen sprach. Dietrich von Bern versprach Kriemhild, Hagen und Gunther gefangen zu nehmen, wenn sie ihnen das Leben schenken würde. Kriemhild sagte zu. Nach langem Kampfe konnte Dietrich den beiden die Hände binden und sie vor Kriemhild bringen. Jeder wurde in einem Zimmer eingeschlossen. Nun war Kriemhild hoch erfreut. Sie ging hin zu Hagen und fragte ihn: „Wo ist der Nibelungenschatz?“ Hagen antwortete: „Ich habe geschworen, es nicht zu sagen, solange Gunther lebt!“ Da ließ Kriemhild ihrem Bruder das Haupt abschlagen und zeigte es Hagen. Dieser lachte und rief: „Nur ich allein weiß jetzt den Platz, wo der Schatz liegt, und nie werde ich dir es sagen!“ Hierauf wurde Kriemhild so zornig, daß sie Siegfrieds Schwert nahm und Hagen tötete. Der Wunsch ihres Herzens war nun erfüllt; der Mörder Siegfrieds lag tot zu ihren Füßen. Aber der alte Hildebrand hatte alles gesehen; er rief: „Du hast dein Versprechen gebrochen, auch du mußt sterben!“ Mit diesem Ausrufe stieß er Kriemhild sein Schwert ins Herz. Tot fiel sie neben Hagen zu Boden. Alle Burgunder und Hunnen waren tot, nur Brunhild und Etzel noch übrig, um die Toten zu beweinen.

62. Die Baumwolle.

Eines der wichtigsten Erzeugnisse unseres Landes ist die Baumwolle. Mehr als dreiviertel aller Baumwolle wird in Amerika erzeugt und von hieraus über die ganze Welt verschickt.

Die Baumwolleupflanze gedeiht nur in einem warmen Klima und in trockenem Boden. Die Staude wird drei bis vier Fuß hoch und trägt gelbliche und rötliche Blüten. Bei gutem Wetter wächst die Pflanze sehr schnell und braucht nur wenig Pflege. Die Kapseln oder Samenbollen haben die Größe einer Walnuß und sind zuerst grün. Wenn die Baumwolle reift, werden die Kapseln dunkelbraun; dann öffnen sie sich, und die weiße Wolle quillt hervor. Ein Feld mit blühenden Baumwollenstauden ist ein schöner Anblick, ebenso wenn später die Kapseln sich geöffnet haben.

Tausend von Arbeitern, meistens Farbige, pflücken die weißen Quasten ab. In jeder Quaste sind mehrere Samenkörner, die ganz von Baumwolle umspon-

nen sind. Mittels Maschinen werden diese Körner von der Wolle gesondert. Aus den Körnern preßt man Öl, das vielfach Verwendung findet. Die Baumwolle wird zu großen viereckigen Ballen zusammengepackt und in die Fabriken geschafft. Hier wird sie gesponnen und zu Nähzwirn, Schnüren und Stricken verarbeitet.

Zusammen mit Schafwolle wird die Baumwolle zu Tuch gewoben und daraus werden dann unsere Kleider gemacht. Man verwendet auch sehr viele Baumwolle zur Füllung von Kissen und Matratzen, sowie zu zahlreichen anderen Zwecken.

Die meiste Baumwolle wird in den Staaten Georgia, Süd-Carolina und Florida gebaut. In unserem Lande sind viele Tausende von Menschen damit beschäftigt, das nützliche Produkt zu pflegen und zu verarbeiten.

63. Die Tulpe.

Im Herbste war die Mutter im Garten. Sie schenkte der kleinen Anna eine Zwiebel. Diese war fast so groß wie ein Ei und hatte viele Häute. Anna steckte die Zwiebel in die Erde. Hier schlummerte sie den Winter hindurch. Als aber im Frühlinge die Sonne warm schien, kamen aus der Zwiebel grüne Blätter hervor und aus ihrer Mitte erhob sich ein schlanker Stengel. Dieser trug eine Blüte. Die Blüte bestand aus sechs Blättern und hatte die Ge-

stalt einer Glocke. In der Mitte hatte die Glocke sechs zarte Fäden mit Mützchen von feinem gelben Staube und außer ihnen noch einen stärkeren Faden ohne ein solches Mützchen, den Stempel. Anfangs sahen die Blätter der Glocke grün aus. Von Tag zu Tag wurden sie aber schöner; sie färbten sich gelb, rot und weiß. Jetzt wußte Anna, was für eine Blume es war, nämlich eine Tulpe. Anna freute sich sehr über die schöne Blume. Nur eins gefiel ihr nicht. Die Tulpe hatte keinen Geruch.

64. Nimmgern und Habrecht.

In der Stadt Irgendwo wohnten einst zwei Nachbarn. Der eine hieß Nimmgern, der andere Habrecht. Beide arbeiteten als Zimmerleute. Nimmgern hatte schon ein schönes Vermögen erworben; aber Habrecht konnte nicht so recht vorwärts kommen. Deshalb beschloß er, eine Zeitlang anderswo sein Glück zu versuchen. Er wählte das Land Weitweg. Ehe er aber fortzog, brachte er seinem Bekannten Nimmgern all sein Handwerkszeug, damit er es für ihn aufbewahre. Dann ging er in die Fremde. Nimmgern dachte, daß es schade sei, die guten Äxte und Sägen unbenutzt liegen zu lassen, und so gab er sie seinen Gesellen zum täglichen Gebrauche. Nach einigen Jahren kam Habrecht zurück und forderte seine Geräte. Aber Nimmgern hätte am liebsten alles behalten, und so sagte er: „Lieber Freund, du glaubst

gar nicht, wie leid es mir tut! Wisse, deine Sägen und Beile sind von den Motten gefressen worden!“ Nun sagte Habrecht: „Wenn die Motten bei dir Holz und Eisen gefressen haben, so kannst du mir freilich nicht mein Werkzeug zurückerstatten. Willst du mir aber nicht aus alter Freundschaft deinen ältesten Sohn mitgeben, damit er für mich das neue Geschirr, welches ich kaufen muß, heimtrage? Nimmgern willigte ein. Da führte Habrecht den Knaben in sein Haus und schloß ihn sicher ein; dann ging er zurück und erzählte, daß ein Sperling gekommen sei und das Kind weggeführt habe. Das wollte Nimmgern nicht glauben. Beide eilten schließlich zum Richter. Dieser, der die schlechte Handlungsweise Nimmgerns erkannte, meinte: „Es muß ein Zauber dabei sein. Wenn die Motten Handwerkszeug fressen, kann auch ein kleiner Vogel einen Menschen wegschleppen. Aber ein solcher Zauber kann öfters wieder ungeschehen gemacht werden. Wenn Nimmgern es fertig bringt, die Äxte und Sägen den Motten abzunehmen und sie in gutem Zustande hierher zu bringen, so stehe ich dafür ein, daß Habrecht den Sperling veranlaßt, das Kind wohlbehalten abzuliefern.“ Sprach's, und in kurzer Frist erschienen Nimmgern mit den Geräten und Habrecht mit dem Knaben, und nachdem sie ausgetauscht hatten, waren beide zufrieden, allein mit ihrer Freundschaft war es vorbei.

65. Sprichwörter.

An den Federn erkennt man den Vogel.

Böſe Beiſpiele verderben gute Sitten.

Die Glocken klingen nicht, wenn man ſie nicht läutet.

Ein gutes Lied wäſcht den Staub vom Herzen.

Freundſchaft, die nicht traut, iſt auf Sand gebaut.

Glaub wohl, du haſt viel getan, wenn Geduld gewöhnſt dir an.

Hab' ich iſt beſſer als hätt' ich.

Iß, was gar iſt; trink, was klar iſt; ſprich, was wahr iſt.

Jeder iſt ſeines Glückes Schmied.

Kehr zuerſt vor deiner Tür.

Laſt, wohl gefaßt, iſt halb getragen.

Morgenſtunde hat Gold im Munde.

Naſchen macht leere Taſchen.

Ordnung hilft haushalten.

Probieren geht über ſtudieren.

Quer durch geht nicht allemal an.

Reden iſt leicht, aber ſchwer zu beweiſen.

Schau ſelbſt nach deinen Dingen, wenn ſie ſollen wohl gelingen.

Tadeln iſt leichter als beſſer machen.

Übermut tut ſelten gut.

Viele Tropfen höhlen den Stein.

Wie du ſäeſt, ſo wirſt du ernten.

Zufriedenheit geht über Reichtum.

66. Der Apfelbaum.

Ein alter Mann ſaß im Schatten eines großen Apfelbaumes vor ſeinem Hauſe. Seine Enkel aßen von den Äpfeln und konnten die ſüßen Früchte nicht genug loben. Da ſagte der Großvater: „Ich muß euch doch erzählen, wie der Baum hierher kam. Vor mehr als fünfzig Jahren ſtand ich einmal hier, wo damals ein leerer Raum war und jetzt der Apfelbaum ſteht. Ich war arm und klagte dem reichen Nachbar meine Not. Ach, meinte ich, wenn ich nur mein Vermögen auf hundert Taler bringen könnte.

Der Nachbar, ein kluger Mann, ſprach: „Das kannſt du leicht, wenn du es recht anzufangen weißt. Sieh, hier auf dem Boden, wo du ſtehſt, ſind mehr als hundert Taler verſteckt. Mache nur, daß du ſie herausbringſt.“

Ich war damals noch ein unverſtändiger junger Menſch und grub in der folgenden Nacht ein großes Loch in den Boden, fand aber keinen einzigen Taler.

Als der Nachbar am andern Morgen das Loch ſah, lachte er und meinte: „O, du einfältiger Junge, ſo war es nicht gemeint! Ich will dir aber einen jungen Apfelſtamm ſchenken. Den ſetze in das Loch, das du gemacht haſt, und nach einigen Jahren werden die Taler ſchon zum Vorſchein kommen!“

Ich ſetzte den jungen Stamm in die Erde. Er wuchs und wurde der herrliche Baum, den ihr hier vor Augen ſeht. Die köſtlichen Früchte, die er nun ſeit

vielen Jahren getragen hat, brachten mir schon weit mehr als hundert Taler ein, und noch immer ist er ein Kapital, das reichliche Zinsen trägt."

67. Baumpflanzen.

Einer pflanzt in seinem Garten
Einen Baum mit Lust und Müh',
Freuend sich in dem Erwarten,
Daß er Schatten geb' und blüh'.

Drunter denkt er Rast zu halten,
Denkt zu feiern manches Fest,
Wenn die Blätter sich entfalten
Und der Vogel baut sein Nest.

Und ein andrer pflanzt ins Freie
Einen Baum am Wegesrand,
Daß er aufwachs' und gedeihe,
Pflegt er sein mit treuer Hand.

Kommt ihm selbst auch nicht zugute
Blüt' und Frucht und Vogels Lied,
Ihn erfüllt mit frohem Mute,
Was zu fremder Lust geschieht.

Ihm genügt es, daß ihn segnen
Wand'rer, die des Weges ziehn,
Wenn die Blüten niederregnen
Und im Lichte glänzt das Grün.

68. Der Robin.

Der Robin ist einer unserer schönsten und zutraulichsten Vögel. Alle, die ihn kennen, haben ihn gern und freuen sich über sein hübsches Gefieder und sein zahmes Wesen. Die Farbe der Unterseite ist ein schönes Kastanienbraun, während der Rücken schiefergrau ist; der Kopf ist schwarz und der Schnabel gelblich.

Wenn im März noch Eis und Schnee die Erde deckt, erscheint er aus dem Süden als erster Frühlingsbote. Sein lauter, fröhlicher Gesang verrät uns seine Ankunft. Hoch oben auf einem Baume sitzt er und singt seine weithin schallenden Lieder.

Der Robin verbreitet sich über den ganzen Norden unseres großen Landes und ist ebenso zahlreich in den

Gärten der Städte wie auf dem Lande. Er kommt ohne Scheu in die Nähe der Häuser und auf Rasenflächen. Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus Würmern, Käfern, Raupen und anderem schädlichen Ungeziefer. Im Winter, den er in den Südstaaten verbringt, lebt er größtenteils von wilden Beeren.

Sein Nest baut der Robin gewöhnlich auf Bäumen, doch findet man es auch nicht selten unter Dächern, in alten Gebäuden, unter Brücken und in den Ecken der Riegelzäune. Es besteht aus einer Unterlage alter Halme, aus Bindfaden, Lappen, Wurzeln und Fasern; dann folgt die aus Lehm gebaute Mulde, welche innen mit feinen Grashalmen ausgelegt ist. Die vier bis fünf Eier, welche das Weibchen legt, sind einfarbig grünlichblau.

69. Frühlingsarbeit.

Der Frühling kommt ins Land herein,
Das überschneit noch liegt und weiß;
Er sagt: „Bald soll es anders sein!“
Ein Hauch, — da schmelzen Schnee und Eis.

Er sagt: „So kahl ist noch die Flur,
Ob auch schon warm die Sonne schien!
Grün hab' ich gern!“ — Er lächelt nur,
Da färbt sich Wald und Wiese grün.

Er sagt: „Ich lieb's ein wenig bunt,
Zu einfach grün ist mir die Au.“
Gleich stickt er in den grünen Grund
Die Blumen weiß, rot, gelb und blau.

Er ſagt: „Zu ſtill iſt noch mein Reich;
Ihr Vöglein ſingt im grünen Wald!“
Da ſingen Fink und Amſel gleich,
Daß laut es von den Zweigen ſchallt.

Wie hat's der Frühling ſchön gemacht!
Schon ſpringen Roſen auf am Strauch
Und alles draußen ſingt und lacht;
Nun geh hinaus und freu dich auch!

70. Die Geſchichte vom Teckel.

Vor ſehr vielen Jahren war einmal eine große Flut auf Erden, die Menſchen und Tiere vertilgte. Nur eine Familie, die des guten Noah, blieb mit dem, was ihr gehörte, verſchont. Dem Noah war nämlich befohlen worden, ein rieſiges Schiff, die Arche, zu bauen und ſich da hinein mit Weib und Kindern, ſowie allem möglichen Getier, zu retten. Er hatte das getan. Als aber die Waſſer ſich verliefen und das Fahrzeug wieder Grund faßte, gedachte Noah die Geretteten ins Freie zu laſſen. Er öffnete die ſchwere Türe des Kaſtens, und hinaus eilte, was am Leben war. Unter den vierbeinigen Tieren be-

fand sich auch ein Teckel. Der war aber nicht niedrig, lang und krummbeinig, wie es jetzt die Dachshunde sind, sondern hoch und schlank gewachsen. Doch gehorchen mochte er nicht. Als ihn nun Noah bei Namen rief, schnupperte er in allen Ecken und Winkeln umher und folgte nicht. Da wurde Noah ärgerlich und wollte nicht länger warten. Er ließ das Tor der Arche niederfallen, gerade als der Teckel hinaus wollte. Die schwere Klappe traf den Langsamen mitten auf den Rücken und drückte ihn nieder. Kaum war Platz genug da zum Durchzwängen. Als nun der Teckel ins Freie kam, war der Körper lang ausgedehnt und die Beine zeigten sich von der Schwere der Türe niedergepreßt und krumm gebogen. Das war die Strafe des Ungehorsams. Noch heute büßen alle Teckel, was ihr Vorfahr verschuldet hat. Alle haben kurze, krumme Beine und einen langen, gestreckten Leib. Aber alle stecken sie auch ihre Schnauzen in Ecken und Winkel, und das Gehorchen kommt ihnen sehr schwer an.

71. Frühlingshimmel.

„Mutter! Öffne dein Kämmerlein!
Laß schnell das kleine Kindchen herein!
Sie bringt dir etwas von der Au,
Eine ganze Schürze voll Himmelblau!“

Da machte die kranke Mutter auf;
Das Kind sprang herein in raschem Lauf,

Öffnet das Schürzchen — aber — o Leid!
Dahin ist die ganze Herrlichkeit.
„Ach, Mutter!“ ruft sie, „was ist geschehn!
Kein Fleckchen Blau ist mehr zu sehn!
Den Frühlingshimmel wollt' ich dir bringen,
Und hab' ihn verschüttet beim raschen Springen!“

„Nein!“ sprach die Mutter, „ich hab' ihn entdeckt;
Er hat sich in deine Augen versteckt!
Dort will ich ihn täglich schimmern sehen,
Bis wir zusammen ins Freie gehen.“
Drauf küßte die Mutter des Kindes Mund,
Und lachte fröhlich und wurde gesund.

72. Vergißmeinnichts Name.

Als unser Herr einst Blumen schuf,
Stand jede da auf seinen Ruf,
Und alle im bunten Gewande kamen
Und frugen, sich neigend, nach ihrem Namen.
Der Herr benannte die tausend Gestalten,
Befahl die Namen wohl zu behalten.
Da kam am Schluß ein Blümchen zurück
Und fragte mit einer Träne im Blick:
„Ich habe im großen Verein
Vergessen, Herr, den Namen mein!“
Der Herr mit sanftem Angesicht
Zum Blümlein freundlich drohend spricht:
„Vergißmeinnicht!“

73. Ein junger Held.

Ein furchtbares Gewitter hatte getobt. Stundenlang war der Regen in Strömen niedergegangen und hatte große Verheerungen angerichtet. Mächtige Baumstämme lagen am Boden, und Haufen von Trümmern zeugten von der Wut des Sturmes. Auf der Eisenbahnstrecke, die zur Nachbarstadt führt, war eine Brücke eingestürzt. Da kam ein armer Junge des Weges, der für seine Mutter die Kohlenstücke, die von den vorbeifahrenden Wägen fielen, zu sammeln pflegte. Er sah das Unheil und bedachte, wie leicht ein Zug in die Tiefe stürzen könne. Rasch entschlossen stellte er sich mitten auf den Fahrdamm. Bald

hörte er auch einen Schnellzug heranbrausen. Aber er blieb ruhig auf seinem Posten. Der Führer des Zuges bemerkte schließlich den Knaben auf dem Geleise, und sah ihn heftig winken. Es gelang ihm, den Zug rechtzeitig zum Stillstehen zu bringen. Der mutige Junge hatte durch sein besonnenes Handeln ein entsetzliches Unglück verhütet.

74. Der Funke und der Wassertropfen.

Ein kleiner Funke hatte ein großes Gebäude angezündet. Da rühmte er sich seiner Kraft und sprach: „Wer tut es mir gleich?“ In diesem Augenblicke fiel ein Wassertropfen nieder, traf den Funken und löschte ihn aus.

75. Das Mittagessen im Hofe.

Man klagt häufig darüber, wie schwer und unmöglich es sei, mit manchem Menschen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr sein. Indessen sind viele von solchen Menschen nicht schlimm, sondern nur wunderlich, und wenn man sie nur immer recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigensinnig und nie zu nachgebend, so wäre mancher wohl und leicht zur Besinnung zu bringen. Das ist auch einem Bedienten mit seinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen, und mußte vieles entgelten, woran er unschuldig war, wie es oft geht. So kam

einmal der Herr sehr verdrießlich nach Hause und setzte sich zum Mittagessen. Da war die Suppe zu heiß, oder zu kalt, oder keins von beiden; aber genug, der Herr war verdrießlich. Er faßte daher die Schüssel mit dem, was darinnen war, und warf sie durch das offene Fenster in den Hof hinab. Was tat der Diener? Kurz besonnen warf er das Fleisch, welches er eben auf den Tisch stellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brot, dann den Wein und endlich das Tischtuch mit allem, was noch darauf war. „Verwegener, was soll das sein?“ fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorn von dem Sessel auf. Aber der Bediente entgegnete kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht erraten habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau, und sehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten!“ — Dies Mal die Suppe hinabgeworfen, und nie wieder! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters, und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

76. Gräberschmückungstag.

Schön war der Maienmorgen,
Wie je es einer war;
Der blaue Frühlingshimmel
War jedes Wölkchens bar.
Mir ist es noch wie heute,
Daß ich bei Trommelschlag

Großvatern schritt zur Seite
Am Gräberschmückungstag.

Hei, wie sein Auge glänzte,
Erzählte er vom Kampf,

Wo vorwärts alles stürmte
Durchs Feld im Pulverdampf,
So daß nach langem Streite
Der Feind bezwungen lag!
Ich schritt dem Held zur Seite
Am Gräberschmückungstag.

Und kriegerische Weisen
Begleiteten den Zug,
Der zu Soldatengräbern
Die Blumenspende trug.
Ringsum im Blütenkleide
Stand grüßend Flur und Hag . . .
Ich schritt dem Greis zur Seite
Am Gräberschmückungstag.

Nun hat Großvater längst schon
Gemeldet sich zur Stell',
Als müder Veterane
Gehorcht' er dem Appell . . .
Mir aber ist's wie heute,
Seit ich bei Trommelschlag
Dem Tapfern schritt zur Seite
Am Gräberschmückungstag.

77. Pfingsten.

In Blatt und Blüte steh'n die Bäume,
Voll lichten Schimmers liegt das Feld;
Nun laßt der Häuser enge Räume

Und freut euch der verklärten Welt!
Was jüngst noch ruhte, ist erwachet
Und drängt zu neuem, frohem Sein;
Und von dem blauen Himmel lachet
Ob allem goldner Sonnenschein.
Der Kinder Schar sich jubelnd reget
In Hof und Wald, auf Hain und Flur,
Im lebensfrischen Tun beweget
Sich selbst die ärmste Kreatur;
Es ist, als werd' in tausend Zungen,
Wo linde Maienlüfte weh'n,
Der Erd' des Pfingstens Gruß gesungen:
„O Welt, wie bist du wunderschön!"

78. Der Mäuse Krieg mit den Fröschen.

Die Mäuse hatten einmal Krieg mit den Fröschen. Nach vielen blutigen Schlachten wählte endlich jeder Teil seinen größten Helden, um den Streit in einem Zweikampfe auszumachen. Es wurde ein großer Platz bestimmt, worauf der tapferste Frosch mit der tapfersten Maus kämpfen sollte, und ringsum waren Sitze für die zuschauenden Frösche und Mäuse aufgeschlagen. Als alles fertig war, traten die beiden Kämpfer auf und griffen einander mit der größten Tapferkeit an. Der Frosch teilte mit seinen Vorderpfoten Ohrfeigen aus, wie ein Bär, und die Maus biß so grimmig, wie ein Löwe. Allein in dieser Kampfwut bemerkten sie nicht, daß ein hungriger

Habicht über ihnen schwebte. Plötzlich stürzte dieser auf die Kämpfenden herab und packte mit der rechten Kralle den Frosch, mit der linken die Maus. Da liefen alle Zuschauer davon und überließen die unglücklichen Kämpfer ihrem Schicksal, und der Krieg hatte ein Ende.

79. Unsere Fahne.

Unsere Fahne mit den Sternen und Streifen, ist sie nicht schön? Laßt euch erzählen, wie sie entstanden ist.

Als die amerikanischen Kolonien bereit waren, sich von England zu trennen, wollten sie auch eine eigene Fahne haben. Georg Washington sollte mit einigen anderen Männern ein passendes Muster dafür ent-

werfen. Dies geschah, und man wählte für die neue Fahne die Streifen und Sterne, wohl nach dem Wappenschilde von Washingtons Vorfahren in England. Als die Zeichnung fertig war, gingen die Herren zu einer Frau Betsy Roß, die in einem alten Hause an der Arch-Straße in Philadelphia wohnte. Nach der vorgelegten Zeichnung stellte Frau Roß, die sehr geschickt im Nähen war, die erste Fahne her, und die Herren waren mit der schönen Arbeit sehr zufrieden.

Den damaligen dreizehn Staaten unseres Landes entsprechend, bestand die neue Fahne aus dreizehn Streifen, sechs weißen und sieben roten. In einem blauen, viereckigen Felde links oben waren dreizehn fünfzackige Sterne, die einen Kreis bildeten.

Diese Fahne wurde am 14. Juni 1777 vom Kongreß der Vereinigten Staaten angenommen, und seitdem ist sie in vielen Schlachten ehrenvoll getragen worden. Aber auch in Friedenszeiten flattert sie von Gebäuden und Masten. Von uns wird sie stets geachtet und geehrt werden.

Als sich das Land vergrößerte, kamen immer mehr Sterne in das blaue Feld; sowie ein neuer Staat in den großen Staatenbund aufgenommen wurde, fügte man einen weiteren Stern hinzu. Wißt ihr, wie viele Sterne jetzt auf unserer Fahne sind?

80. Hübsche Antworten.

Die Mutter sagte zu ihrem Töchterchen: „Heute ist Großmutters Geburtstag und du mußt zu Gott beten, daß er sie recht alt werden lasse.“ Das Kind sah die Mutter erstaunt an und sprach: „Aber, Mama, Großmutter ist ja schon recht alt; ich will lieber beten, daß sie wieder jung werde.“

Einige Schulknaben begegneten einem armen, alten Mütterchen, das einen Esel vor sich hertrieb. Sie redeten sie an: „Guten Morgen, Eselmutter!“ „Guten Morgen, ihr meine lieben Kinder!“ erwiderte die Frau. Da hatte das Lachen der Kinder ein Ende.

Jemand, der plötzlich zu hohen Ehren gelangt war, wurde so stolz darauf, daß er einen alten Freund, der ihn einmal besuchte, nicht mehr kennen wollte. „Nun!“ sagte dieser, „ich möchte mit deinem Stande nicht tauschen, da ich sehe, daß man dabei sein Gesicht und sein Gehör verliert!“

Einem würdigen alten Manne begegnete ein ungezogener Mensch, der sich ihm in den Weg stellte und sagte: „Ich pflege nicht jedem Narren aus dem Wege zu gehen! „Ich doch,“ antwortete der Weise und trat seitwärts.

81. Des Sperlings Sommerlied.

Herr Sperling sitzt vergnügt im Baum,
Er schaut mit frohem Mut
Der ersten Kirschen zarten Flaum,
Gereift in Sonnenglut.

„Wie ist die Welt so schön, so schön,
Wie ist mein Herz voll Lust;
Drum sing' ich über Tal und Höh'n
Mein Lied aus tiefster Brust!

„Wohin den Blick ich wenden mag,
Auf Bergeshöh'n, im Tal,
Im weiten Feld, im grünen Hag,
Viel Gaben ohne Zahl!

„Und alles, was ich seh', ist mein,
Mein ist was mir gefällt;
Drum will ich mich des Lebens freu'n
In dieser schönen Welt!"

82. Ein Ausflug.

Cincinnati, O., den 10ten Mai 1910.

Lieber Theodor:

Letzten Freitag machte unsere Klasse einen Ausflug auf einen Hügel am Ohiofluß. Unser Lehrer hat uns dabei begleitet. Wir fuhren mit der Straßenbahn bis zum Endpunkte der Linie und von da kletterten wir auf den nahen Hügel. Als wir oben ankamen, waren wir alle recht müde, denn es ging ziemlich steil hinauf. Wir setzten uns unter die Bäume und ruhten aus; dann aßen wir den Imbiß, den wir mitgebracht hatten. In der Nähe befand sich eine Quelle mit kühlem, klarem Wasser; wir eilten alle dahin und stillten unseren Durst.

Jetzt gingen wir auf dem Hügel umher, und da sahen wir eine Menge schöner Waldblumen, wie Rittersporn, Glockenblumen, Veilchen und auch wildes Farnkraut. Wir fanden auch viele Versteinerungen: Muscheln und Korallen. Auf einem Baume hüpfte ein graues Eichhörnchen herum, und wir Knaben wollten es gerne fangen. Das Tierchen war aber zu flink, bald war es verschwunden. Ich grub einige Blumen mit den Wurzeln aus und pflanzte sie dann daheim in unseren Garten.

Vom Hügel oben hatten wir eine prachtvolle Aussicht auf den Fluß; ach, das war herrlich. Um fünf Uhr stiegen wir den Hügel hinab, und fuhren dann mit der Straßenbahn wieder nach Hause. Es war bereits sechs Uhr, als ich heim kam. Im Unterricht haben wir heute diesen schönen Ausflug beschrieben. Ich wünsche, daß Du auch hättest dabei sein können.

Es grüßt Dich herzlich

Dein Freund

Heinrich Müller.

83. Sommerluft.

Wann der Frühling vorbei, kommt der Sommer heran;
War der Frühling ein Kind, ist der Sommer ein Mann.

Hat der Frühling sich Blumen ums Hütlein getan,
Steckt der Sommer sich Kirschen und Beeren daran.

Und weinte der Frühling, da gab's einen Regen;
Und brummt der Herr Sommer, da gibt's einen Segen.

Der fährt gleich mit Donner und Wetter darein;
Es kann auch nicht alle Tag' Sonnenschein sein.

Doch wenn er auch brummt, daß ringsum es kracht,
Nachher um so lustiger grüßt er und lacht.

84. Was die Jahreszeiten bringen.

Jedes Jahr kommen die vier Jahreszeiten in unser Land und erfreuen uns durch ihre Gaben. Vor kurzem hat der heiße Sommer seinen Einzug gehalten. Er hat die Gärten mit prächtigen Blumen geschmückt und wird bald das Getreide zur Reife bringen. Auf ihn folgt der Herbst. Er beschenkt uns mit Birnen, Äpfeln und anderem Obste. Küche und Keller füllt er uns mit Kartoffeln und Kraut. Prachtvoll färbt er das Laub der Bäume. Der Winter bringt oft sehr kalte Tage; aber er schüttet auch Schnee in Menge herab und überzieht Teiche und Flüsse mit einer glatten Eisdecke. Und wie sehr erfreut er uns mit dem lieben Weihnachtsfeste! Wenn er lange genug geherrscht hat, vertreibt ihn der liebliche Frühling. Der weckt mit seinen wärmenden Sonnenstrahlen die Blümlein aus der Erde. Bäume und Sträucher schmückt er mit zarten Blättern und duftenden Blüten. Auf Feld und Flur schafft er reiches Leben, und die

heimgeführten Vögel läßt er wieder singen. So erfreut uns jede Jahreszeit mit besonderen Gaben. Welcher soll man den Vorzug geben?

85. Rätsel.

1. Die erste ist Wind; die zweite ist Wind,
Das Ganze ist Wind, — das rate, mein Kind.

2. Die ersten kreisen an dem Himmelsbogen,
Die dritte hat gar manchen schon betrogen;
Das Ganze dringt zu uns aus Himmelshöh'n
Und wär' es nicht, wir müßten untergeh'n.

3. Die beiden ersten nützen Flur und Wiesen,
Erquicken dürres Feld und Land;
Die beiden letzten dienten sonst zum Schießen,
Eh' noch das Pulver man erfand:
Das Ganze ist des Himmels schönste Pracht,
Wenn lichter Sonnenstrahl durch Regentropfen lacht.

86. Freiwillig vergeben.

Ein Herr, welcher ein Haus inmitten schöner Anlagen hatte, sah eines Abends von seinem Fenster aus, wie ein Knabe über den Rasenplatz kam, augenscheinlich mit der Absicht, einen Streich auszuüben. Und wirklich trat er auf die Beete, zertrampelte die Blumen und riß Zweige von den Bäumen.

Der Herr ging hinaus, und ehe der Knabe es sich versah, hatte er die Hand fest auf seine Schulter gelegt.

„Nun, mein Junge," sagte der Herr, „beantworte mir eine Frage: Welches ist die schönste Blume hier im Garten?"

Der Knabe versuchte sich loszumachen; da er aber einsah, daß dies unmöglich war, blickte er sich um und sagte nach einer Weile: „Diese Rose ist am schönsten," indem er auf eine eben aufblühende reizende Moosrose zeigte.

Der Herr, der immer noch seine Hand auf des Knaben Schulter hielt, streckte seine andere Hand aus, und die Rose pflückend gab er sie dem Knaben.

Der Knabe war überrascht. Dem Herrn ins Gesicht sehend, sagte er: „Werden Sie mich nicht bestrafen?"

„Nein, ich gebe dir die schönste Blume aus meinem Garten. Nicht wahr, du willst nicht wieder meine Blumenbeete zertrampeln?"

„Nie, so lange ich lebe!" war des Knaben Antwort; „aber bitte, mein Herr, könnte ich nicht irgend etwas für Sie tun?"

Die freiwillige vergebende Liebe hatte des Knaben Herz gewonnen. Und dies war der Anfang einer langen Freundschaft; denn nach dieser Begebenheit konnte man den Knaben oft am Hause des Herrn sehen, um zu fragen, ob er ihm nicht irgend einen Dienst leisten könnte.

87. Das Blumenpflücken.

Du magſt, ſo viel du willſt, von Blumen immer pflücken,
Um dich und was du willſt damit zu ſchmücken.

Dazu ſind Blumen da, von dir gepflückt zu ſein;
Sie ſelber laden dich dazu mit Nicken ein.

Nur eines unterlaß ich nicht, dir einzuſchärfen:
Daß du nichts pflücken darfſt, nur um es weg zu werfen.

Der ſchönſte Strauß des Frühlings blüht für dich;
Doch wenn du ihn nicht brauchſt, ſo laß ihn blühn für ſich.

88. Die Klapperſchlange.

Eine der gefürchteſten Schlangen in unſerem Lande iſt die Klapperſchlange. Sie wird zuweilen über ſechs Fuß lang, meiſtens jedoch nicht mehr als drei bis vier Fuß. Die Klapperſchlange frißt kleine Vögel, Eidechſen und Haſen, aber auch Regenwürmer. Wenn man ſie nicht reizt, beißt ſie nicht; auch iſt ſie träge und langſam, ſo daß man ihr leicht ausweichen

kann. Überdem warnt das Geschöpf gleichsam vor sich selber durch jenes Geräusch, dem es seinen Namen verdankt. Dasselbe wird durch den Schwanz hervorgebracht. Die beim Häuten des Tieres hängen bleibenden und vertrocknenden, lose in einander geschobenen Schwanzringel beginnen bei den Bewegungen der Schlange zu schwirren und bringen einen Ton hervor, als ob das Räderwerk einer Uhr ablaufe. Die Zahl dieser Ringe wechselt von wenigen Paaren bis zu fünfzehn und zwanzig. Allgemein gilt der Glaube, daß jährlich ein neues Glied sich dieser tönenden Kette anfüge, und somit aus der Länge oder Kürze derselben annähernd auf das Alter der Schlange geschlossen werden dürfe. Kommt man schnell auf eine Klapperschlange zu, so zeigt sie zuerst einige Furcht, legt sich dann in einen Kreis, klappert und sieht den Feind starr an, bis er zum bequemen Biß nahe genug kommt. Bleibt man stehen, so verkriecht sie sich in das Gebüsch; folgt man ihr, so wiederholt sich die Szene. Verfolgen wird sie den Gegner niemals. Solange die Schlange ausgestreckt liegt, beißt sie nicht. Sie kann aus ihrem Kreise nicht weiter als die halbe Länge ihres Leibes vorschießen, weil sie sich auf den hinteren Teil desselben stützt. Vor Schweinen ergreifen die Klapperschlangen sogleich die Flucht, da diese sie sehr begierig aufsuchen, sie angreifen und fressen. Kühe und Pferde sterben gewöhnlich auf der Stelle, wenn sie von Klapperschlangen gebissen werden, bisweilen auch Hunde. Hat der

Biß bei einem Menſchen eine große Ader getroffen, ſo iſt meiſt keine Rettung möglich; ſonſt können ſchnell angewandte Mittel wohl den Tod abwenden.

Die Erzählungen von einem Zauberblick der Klapperſchlangen, welcher kleinere Tiere zu feſſeln vermöge, beruhen nicht auf Wahrheit. Die Regungsloſigkeit der armen Geſchöpfe hat ohne Zweifel ihren Grund in der Angſt, die ſie ſo lähmt, daß ſie nicht zu entfliehen vermögen.

89. Das Gewitter.

Die Blume kann den Kelch nicht tiefer neigen,
Kein Lüftchen regt ſich mehr, die Vöglein ſchweigen,
Und nur am Rain die kleine Grille zirpt,
Daß nicht des Lebens letzter Laut erſtirbt.

Die Sonne ſticht, es ſteht mit fahlem Rande
Die Wetterwolke drohend überm Lande.
Der Landmann tritt bedenklich vor ſein Haus
Und ängſtlich löſcht ſein Weib das Feuer aus.

Ein Windſtoß jetzt, ein Blitz, ein fernes Grollen,
Und näher ſchon hört man den Donner rollen,
Der ganze Himmel ſteht in heller Glut —
Ein Tropfen jetzt — und nieder rauſcht die Flut.

Doch ſieh! ſchon hat das Wetter ſich verzogen,
Am Himmel glänzt der ſiebenfarb'ge Bogen,
Die Luft iſt friſch und würzereich ihr Hauch,
Das Vöglein ſingt, es tropft von Baum und Strauch.

Der Landmann ſpricht: „Das war ein reicher Segen.
Zur rechten Zeit kam unſrer Flur der Regen!“
Er eilt hinaus, um nach der Saat zu ſehn,
Und ſieht im Geiſt das Feld voll Garben ſtehn.

90. Lebensweisheit.

Ein Vater ſtarb und hinterließ einen Sohn in jungen Jahren. Als der Jüngling den Vater nun begraben, wog er den Beutel voll Gold, den er ererbt hatte, in ſeiner Hand und überſchlug, wie lange er wohl reichen würde. Darauf verſchloß er die Tür ſeines Hauſes und überreichte den Schlüſſel einem Nachbar. Er ſelbſt aber zog in die Welt und kehrte erſt nach mehreren Jahren zurück. Er nahm ſeinen

Weg über den Kirchhof, wo sein Vater und seine Mutter begraben lagen.

Als er sich vom Nachbar den Schlüssel zu seinem Hause wieder holte, fragte ihn dieser: „Wo bist du gewesen und was hast du gesehen und gelernt?“

Er aber antwortete: „O, ich bin weit und breit und in fernen Landen gewesen, habe viel gesehen und erfahren, aber ich habe nichts gelernt, was nicht jeder auch daheim lernen könnte, der aufmerksam um und in sich blickt. Doch eins will ich dir sagen: Drei Dinge zu beachten ist weise; denn sie machen allenthalben die Menschen zufrieden und glücklich.“

„Und welche sind das?“ fragte der Nachbar.

Er versetzte: „Der Pfeil, der der Sehne entschwirrte; die Worte, die der Mund gesprochen; die Stunden, die eben entflohen, kehren nimmer zurück. Darum sei langsam zur Rache, bedachtsam zur Rede und fleißig zum Wirken!“

Da überreichte der Nachbar den Schlüssel, tat nach den Lehren des Weisen und lehrte seine Kinder auch also.

91. Die beiden Ähren.

Am St. Johannistage ging
Der Vater und sein Kind ins Freie.
Gar freundlich war des Himmels Bläue,
Und auf dem reifen Kornfeld hing
Der Morgentau noch hell und lau.

Leicht nickten an dem grünen Rain
Mohnblumen bei der Lüfte Wehen,
Gleich Purpurglut im Sonnenschein;
Und frisch, in fröhlichem Gedeihn,
Sah man die schlanken Ähren stehen. —
Der Knabe hüpfte auf und nieder,
Wo eine schöne Blume stand,
Und kehrte bald mit voller Hand
Und frohem Blick zum Vater wieder:
„Sieh, Väterchen, was ich gepflückt!
Zwei schöne, ganz verschiedne Ähren;
Stolz ragt die eine, und gebückt
Scheint diese sich herab zu kehren.
Warum sind sie nicht gleich geschmückt?
Willst, Vater, du mir das erklären?“ —
Drauf sprach der Vater freundlich mild:
„Schau her, mein Kind, es will im Stillen
Die Wahrheit gern im zarten Bild
Die tiefsten Lehren uns enthüllen.
Sieh, jene, die sich stolz erhoben,
Ist selten reich und segenschwer,
Ihr prahlend Haupt ist hohl und leer.
Der Schnitter wird nur diese loben,
Die still in Demut hingeneigt,
Des innern Wertes Fülle zeigt.
So traue nie des Hochmuts Schimmer,
Er deckt nur innre Armut zu.
Der frommen Demut gleiche du;
Ob still sie blüht — sie täuscht doch nimmer!“ —

Und leise schrieb der Knabe sich
Ins Herz des Vaters goldne Lehren.
Johannistag wohl schnell verstrich,
Doch blieb ihm tief und innerlich
Das Gleichnis von den beiden Ähren.

92. Sprichwörter.

Ausdauer in der guten Sach', bezwingt wohl manches Ungemach.

Bergab geht's rasch.

Doppelt genäht hält wohl.

Erst wäg's, dann wag's.

Freunde tun mehr not, denn Feuer, Wasser und Brot.

Glück und Glas, wie bald bricht das.

Hart gegen hart, nimmer gut ward.

In der Jugend verzagt, ist im Alter verzweifelt.

Junger Lügner, alter Dieb.

Kluge Hähne fängt der Fuchs auch.

Leicht gelacht, leicht geweint.

Mit Geduld und Zeit wird's Maulbeerblatt zum Atlaskleid.

Neid macht Leid.

Offener Feind ist besser als zweideutiger Freund.

Prahlerei blüht wohl, trägt aber keinen Samen.

Quäle nie ein Tier zum Scherz, denn es fühlt wie du den Schmerz.

Reu' macht die Seele frei.

Schmeichler sind Heuchler.
Tauben Ohren ist nicht gut predigen.
Unwillig bringt schlechte Arbeit.
Vom Wünschen ward noch niemand reich.
Wahrheit wird wohl gedrückt, doch nie erstickt.
Zuviel ist bitter, und wenn's lauter Honig wär'.

93. Der Urwald.

Weit, weit westlich und nordwestlich von uns trifft man noch Urwälder an. Das sind solche Wälder, in welchen niemals Bäume gefällt worden sind. Sie stehen eben so da, wie sie vor Jahrhunderten werden gestanden haben. Ganz alte Bäume mit abgefaulten Wurzeln fallen wohl von selbst nieder, oft werden sie auch vom Sturm umgeworfen. An ihrer Stelle aber wachsen immer wieder junge Bäume nach. Im Urwald herrscht eine beständige Stille, die nur hier und da durch das Zwitschern eines Vogels, den Ruf eines wilden Tieres oder den Tritt eines Indianers unterbrochen wird.

Wenn man von einem Berge aus einen Urwald überblickt, glaubt man ein großes, grünes Meer vor sich zu haben. Unter einem unübersehbaren Laubdache wohnt da eine Menge von Tieren verschiedenster Art. Mitten in den Urwäldern sind oft Seen. An den Ufern derselben bauen Biber ihre künstlichen Wohnungen und in ihrem Wasser leben Millionen von Fischen; denn nie, oder doch nur höchst selten kom-

men Menschen dorthin, um zu fischen oder zu jagen.

Die Urwälder unseres Landes vermindern sich mit jedem Jahre. Namentlich sind es deutsche Einwanderer, welche immer weiter in das Land hineinziehen und schöne Besitzungen anlegen, wo bisher die Wildnis war. Nach und nach lichtet die Axt des Ansiedlers die dichten Wälder; lachende Fluren entstehen und die wirbelnde Rauchsäule ist ein Zeichen, daß Menschen sich niedergelassen haben und glücklich sind, wo vor kurzem wilde Tiere oder Indianer hausten.

94. Der Elefant.

Es wollten einst sechs Blinde den Elefanten seh'n;
Sie tappten mit den Händen, um ihn recht zu verste h'n.

Der erste, der am Rumpfe, am mächt'gen Aufbau, stand,
Der sprach: „Gleich einer Mauer ist dieser Elefant."

Der zweite fühlt die Zähne, gewaltig, scharf und schwer;
Er meint: „Dies Ungeheuer ist spitzig wie ein Speer."

Der dritte faßt den Rüssel, lang hingestreckt und weich,
Und sagt: „Dies Tier ist wahrlich ganz einer Schlange gleich."

Der vierte bückt sich nieder und greift hinauf am Bein
Und ruft: „Wie eine Eiche muß dieses Untier sein."

Der fünfte packt die Ohren und heischt: „Ein jeder sieht,
Das sind zwei große Fächer; es schwanket, klappt und zieht.“

Der sechste faßte hinten vom Schwanze einen Teil;
Da schreit er unter Lachen: Das Tier scheint mir ein Seil.“

Sie hatten alle unrecht und hatten alle recht; —
Schließ nicht vom Teil aufs Ganze; sonst ist dein Urteil schlecht.

95. Deutschland.

Marie: Lieber Vater, heute mußt du uns etwas von Deutschland, deiner Heimat, erzählen. Wir möchten so gerne von dem Lande hören, in welchem die Mutter und du geboren sind.

Vater: Gerne, liebe Kinder, setzt euch alle um mich her und gebt acht. Am besten wird es wohl sein, wenn ihr mir Fragen stellt, dann weiß ich, was ihr besonders erfahren wollt.

Karl: Wie schön! Ich bin der älteste; darf ich die erste Frage stellen? Ist Deutschland so groß wie die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika?

Vater: Nein, es ist viel kleiner. Wir haben einen großen Staat im Süden, Texas. Könnten wir Deutschland aus Europa fortnehmen und es nach Texas bringen, so würde es in diesem Staate reich-

lich Platz finden. Ja, es würde sogar noch ein gut Stück Land übrig bleiben.

Marie: Wie viele Menschen leben in Deutschland?

Vater: Etwa 60 Millionen Deutsche versuchen in jenem Lande zu leben, während, um bei unserem Vergleiche zu bleiben, in Texas nur 4 Millionen Menschen bequem ihren Lebensunterhalt finden.

Ernst: Dann muß es doch den Deutschen oft schwer werden, ihr Brot zu verdienen?

Vater: Ja, mein Junge, das ist auch einer der Gründe, warum schon seit vielen Jahren manche Deutsche ihr Vaterland verlassen und in fremde, ferne Länder ziehen. Deswegen kamen eure Eltern ebenfalls nach Amerika.

Marie: Ich möchte zuerst wissen, wo Deutschland eigentlich liegt.

Vater: Karl, bringe einmal deinen Atlas, das Buch mit den Landkarten. So, hier haben wir Europa, — und hier ist mein schönes Heimatland. Ihr seht, es liegt im Herzen von Europa, umgeben von drei großen Reichen, Frankreich, Österreich, Rußland, und einigen kleineren, Dänemark, Holland, Belgien und der Schweiz. Im Norden berührt es das Meer, die Nordsee und die Ostsee, an welchen beiden auch mehrere seiner größten und wichtigsten Städte liegen.

Karl: Ist Berlin nicht die Hauptstadt, wo der deutsche Kaiser lebt?

Vater: Du hast recht, mein Junge, — und es ist

eine wunderschöne Stadt, die in der ganzen Welt bekannt ist durch ihre Ordnung und Reinlichkeit und wohin sogar Männer aus unserer Republik gegangen sind, um die dortigen Einrichtungen kennen zu lernen und hier nachzuahmen. Über zwei Millionen Men-

schen leben dort, unter ihnen viele Soldaten, da der Kaiser ein großes Heer halten muß. Er selbst wohnt in einem prächtigen Schlosse, am Anfange der berühmten Straße Unter den Linden. Berlin hat viele schöne Kirchen, Paläste, Museen, eine ausgezeichnete Bildergalerie und eine große Anzahl herrlicher Denkmäler.

Marie: Wo bist du geboren, Vater?

Vater: Meine Eltern lebten in Köln am Rhein. Eure Mutter kam aus Mecklenburg; sie ist eine Norddeutsche. Daher kann sie außer der hochdeutschen Sprache auch noch das Plattdeutsch sprechen.

Karl: Was ist denn aber Mecklenburg?

Vater: Kinder, das deutsche Reich ist ein Bundesstaat, aus 26 von einander unabhängigen Staaten zusammengesetzt. Wir haben dort je einen König von Preußen, von Bayern, von Sachsen und von Württemberg, viele andere Fürsten und auch drei Republiken, Hamburg, Bremen und Lübeck. Alle brauchen dasselbe Geld und dieselben Maße im Verkehre.

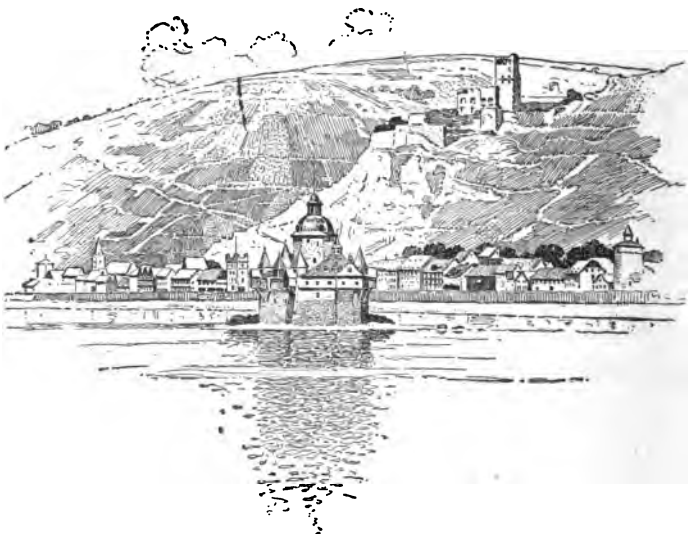
Marie: Wie ist das Land selbst? Ist es bergig oder flach?

Vater: Norddeutschland mag eine große Ebene genannt werden, während Süddeutschland von ziemlich hohen Gebirgen durchzogen wird. Die höchsten Berge sind die Schneekoppe im waldreichen Riesengebirge, 5000 Fuß hoch, und die Zugspitze, ein Berg, der eine Höhe von beinahe 10,000 Fuß erreicht.

Karl: Ich habe manches vom Rhein und seinen Burgen gehört. Gibt es in Deutschland noch andere Flüsse?

Vater: Sicherlich! Deutschland hat viele und schöne Flüsse, die man vielleicht in Amerika nicht für sehr groß halten würde, die aber fast alle schiffbar und durch Kanäle mit einander verbunden sind. An der

Weſer liegt die Stadt Bremen; Hamburg und Dresden ſind an der Elbe; an der Oder finden wir Stettin und an der Weichſel die alte Stadt Danzig. Der ſchönſte und den Deutſchen der liebſte Fluß iſt der ſagenreiche Rhein, der aus den Alpen kommt. An ſeinen Ufern wachſen Reben, die den trefflichſten Wein liefern



Marie: Iſt Deutſchland ein reiches Land?

Vater: Es iſt wohl nicht ſo reich wie unſer Land, ſteht aber an dritter Stelle in der Welt mit ſeinen Fabriken und deren Erzeugniſſen. Faſt alle eure Spielſachen kommen aus Deutſchland; es verfertigt viele Dinge aus Leder, Eiſen, Baumwolle, Leinwand, Seide und Wolle; es hat große Silber-, Eiſen-,

Kupfer- und Salzbergwerke; sein Vieh und seine Pferde sind überall berühmt. In den Ebenen blüht der Ackerbau; viel Weizen, Kartoffeln, Zuckerrüben und Hopfen werden gepflanzt. Das meiste wird im Lande selbst verbraucht; manches aber auch in andere Länder geschickt.

Ernst: Ach, Vater, wenn wir groß sind, mußt du uns in deine Heimat bringen und uns das zeigen, wovon du erzählt hast. Wir möchten es so gerne sehen!

Vater: Es freut mich, daß du diesen Wunsch aussprichst und ich werde suchen ihn zu erfüllen. Dann könnt ihr Kinder selbst sehen und verstehen, warum eure Eltern Deutschland immer noch so lieb haben.

96. Heil dir, Germania!

Heil dir, Germania!
Herrlicher stehst du da,
Als je zuvor:
Siegreich in Kampf und Schlacht,
Groß durch des Geistes Macht,
Singe dir Ruhm und Preis
Ein Jubelchor.

97. Deutsche Geschichte.

Karl: Denke dir, Papa, wie ich heute in die Schule komme, sagt mir Fritz, daß unser Lehrer ihnen

gestern viel von Kaiser Friedrich Rotbart, von den Kreuzzügen, dem heiligen Lande und dem Kyffhäuser erzählt habe. Nun tut es mir so leid, daß ich nicht in die Schule gehen konnte. Bitte, teile du uns doch etwas aus der Geschichte Deutschlands mit.

Vater: Gerne, meine Junge, ich habe gerade Zeit — hole Marie; Mama nimmt ihr Nähzeug und dann könnt ihr fragen.

Karl: Seit wann gibt es eigentlich ein Deutschland?

Vater: Sehr früh schon kennt die Geschichte ein deutsches Reich. Der erste berühmte Kaiser desselben war Karl der Große, der über Frankreich, Italien und Deutschland herrschte. Unter seinen Söhnen und Nachfolgern, die aus verschiedenen Fürstenfamilien erwählt wurden, vergrößerte sich das Reich immer mehr. Im Jahre 1519 war es so groß, daß man mit Recht sagen konnte, die Sonne gehe im Reich niemals unter.

Marie: Wer war damals Kaiser?

Vater: Karl der Fünfte.

Karl: Ist das derselbe, unter dem Martin Luther lebte?

Vater: Gewiß, unter ihm wurde der größte Teil Deutschlands protestantisch.

Marie: Davon erzählte schon der Lehrer. Wie konnte man aber sagen, daß die Sonne nie im deutschen Reiche unterginge?

Vater: Kolumbus hatte Amerika entdeckt und es

mit Spanien vereinigt, welches Land zu den Besitzungen Kaiser Karls des Fünften gehörte. Hatten sie Nacht in Deutschland, Italien oder Spanien, so war es zur selben Zeit wiederum Tag bei uns in Amerika.

Karl: Blieb Deutschland immer so mächtig?

Vater: Leider nicht. Es kamen böse Kriege; im Lande unter den Fürsten selbst, dann mit fremden Nationen. Deutschland wurde sehr, sehr arm und seine Bevölkerung nahm ab um beinahe zwei Drittel.

Marie: Dauerte nicht einer jener Kriege dreißig Jahre?

Vater: Ja, von 1618 bis 1648. Es war ein blutiger Religionskrieg, in den sich fast alle Nachbarn Deutschlands einmischten. Als er zu Ende war, lag das arme Reich am Boden. Von da an gibt es eigentlich nicht mehr eine Geschichte Deutschlands, sondern nur eine solche der größeren Staaten in Deutschland.

Karl: War Deutschland denn nicht ein einziger Staat?

Vater: Nein, es war ein Bund von ungefähr 1700 selbständigen Fürsten, Herren und Städten.

Karl: Du spaßest wohl, Vater? So viele hatten ja dort gar nicht Platz.

Vater: Das ist beinahe wahr, und man machte sich auch bis zum Jahre 1870 recht lustig über diese kleinen Ländchen. Es gab aber einige recht große darunter, wie Preußen, Bayern, Sachsen und Österreich.

Marie: Haben nicht die Franzosen den Deutschen viel Schaden getan?

Vater: Ja, ein Franzosenkaiser, Napoleon der Erste, tat alles, was er nur konnte, um Preußen zu erniedrigen; nach schweren Kämpfen wurde er aber 1815 bei Waterloo von Blücher und Wellington besiegt.

Karl: Ist das nicht der alte Feldmarschall Blücher, von dem wir in der Schule singen: „Was blasen die Trompeten?“

Vater: Ja, das ist der alte Blücher, der Marschall Vorwärts. Ein Gutes jedoch tat Napoleon für Deutschland, indem er mit starker Hand viele Fürsten absetzte, so daß es endlich nur 39 Staaten gab. Heute sind es 23 und 3 freie Städte, und es gibt auch wieder einen deutschen Kaiser.

Karl: Seit wann?

Vater: Seit dem Jahre 1870. Wieder war es ein französischer Kaiser, der Deutschland besiegen wollte, und er hieß auch Napoleon. Damals lebte aber in Preußen ein großer König, Wilhelm; der hatte als Ratgeber einen Mann, von dem ihr wohl schon gehört habt.

Karl und Marie: Bismarck!

Vater: Richtig — das war vielleicht der größte Deutsche, der jemals gelebt hat. Er und General Moltke schlugen mit den anderen deutschen Fürsten den Franzosenkaiser, nahmen ihn gefangen und marschierten nach Paris. Am 18. Januar 1871, im Schlosse zu Versailles wählten dann die Fürsten Deutschlands den alten König Wilhelm zum deutschen Kaiser.

Karl: Wer war „Unser Fritz," von dem man so viel liest?

Vater: Das war des alten Kaisers Sohn, der Liebling des Volkes. Er wurde Kaiser nach dem Tode seines Vaters, regierte aber nur 99 Tage und starb 1888. Ihm folgte sein Sohn, der jetzige Kaiser, Wilhelm der Zweite, unter welchem Deutschland wieder mächtig und stark geworden ist. Das schönste ist, daß es seit 1870 keinen Krieg mehr geführt hat und mit allen Nachbarn, sogar mit der Republik Frankreich, im Frieden lebt. Der jetzige Kaiser ist ein guter Freund von

unserem Vaterlande und wir wollen hoffen, daß er es auch in Zukunft bleiben wird. Deutschland und die Vereinigten Staaten von Amerika sind große Länder und können viel für die ganze Welt tun.

Marie: Lebt Bismarck noch?

Vater: Nein, Kind; er starb 1897 in Friedrichsruhe bei Hamburg. Er war ein alter Mann geworden und der junge Kaiser dachte, er könne ohne ihn besser regieren. So ließ er ihn gehen und nahm andere Räte. Das deutsche Volk aber hat den Fürsten von Bismarck nicht vergessen und wird ihn, den Gründer des neuen Deutschlands, nie vergessen; ihn nicht und auch nicht den alten Kaiser, seinen langjährigen Herrn und Freund.

Karl: Von dem Fürsten Bismarck möchte ich mehr hören, lieber Vater!

Vater: Ein anderes Mal! Für heute ist es genug, denn ihr habt noch eure Hausaufgaben zu machen. Mutter, bitte, zünde die Lampe an! es ist fast dunkel geworden.

98. Goethe und Schiller.

In allen Lesebüchern sind zahlreiche Verse und Gedichte abgedruckt. Leute, die solche verfassen, nennt

man Dichter. Sie fanden und finden sich in jedem Lande und zu allen Zeiten. Deutschland hat auch jetzt bedeutende Dichter, die große und gute Gedanken in schönen Worten auszudrücken vermögen.

Vor mehr als hundert Jahren aber lebten und dichteten gleichzeitig in der kleinen Stadt Weimar zwei Männer, deren Namen allen Völkern bekannt geworden sind. Man nennt die beiden Freunde auch die „Dichterfürsten."

Der ältere hieß Johann Wolfgang von Goethe; sein jüngerer Genosse Friedrich von Schiller. Sie haben, — der erste in einem langen, glücklichen Leben, der andere früh verstorben, — der Welt Werke von unvergleichlicher Schönheit geschenkt.

Das deutsche Volk ist mit Recht stolz auf solche Söhne. Es hat dem einen, wie dem anderen prächtige Denkmäler gesetzt. Beiden zusammen aber eines der allerschönsten. Dieses steht vor dem Schauspielhause in Weimar. Auch hier in Amerika sind meh-

rere Nachbildungen des herrlichen Monumentes errichtet worden.

In einer Gruft haben nebeneinander die großen Dichter die letzte Ruheſtätte gefunden.

99. Die Freiheitsglocke.

„Jetzt paſſ' auf, Junge, daß du mir zur rechten Zeit das Zeichen gibſt! Bekümmere dich um nichts, als um das, was da drinnen in dem Saal geſchieht!"

Der am Vierten Juli des Jahres 1776 dieſe Worte zu ſeinem kleinen Sohne ſprach, war der Pförtner des Stadthauſes in Philadelphia. Da kamen an dem Tage die Männer zuſammen, die über das Geſchick der engliſch-amerikaniſchen Kolonien beſchließen ſollten. Von dreizehen Provinzen waren ſie gewählt und geſendet worden; und jetzt lag vor ihnen die Erklärung, daß dieſe Provinzen fortan frei und unabhängig ſein wollten. Darüber ſollten die Männer nun abſtimmen. Es ging aber nicht ſchnell von ſtatten.

Der Pförtner droben im Glockenturme des Stadthauſes ward ungeduldig. „Sie tun's nicht! Niemals!" brummte er ein ums andere mal vor ſich hin. Schon wollte die Abenddämmerung hereinbrechen, als auf einmal der Knabe mit großen Sätzen die Treppe hinaufſtürmte mit dem Rufe: „Läute, Vater! Sie haben unterzeichnet! Läute!"

Da tönte eine Glocke in lauten Schlägen hundert-

mal aus dem Turme. Die vor dem Stadthause harrende Menge brach in endlose Jubelrufe aus. Kanonenschüsse erdröhnten; Glocken von fern gelegenen Türmen begannen zu läuten: Frei erklärt! Unabhängig die Vereinigten Staaten von Nordamerika!

Das bedeutete der Jubel, und darum hatte der Pförtner die Glocke geläutet. Was für eine Glocke?

Im Jahre 1751 war der Bau des Stadthauses von Philadelphia beendet. Nun bedurfte man einer Glocke für den Turm und bestellte dieselbe in London. Zweitausend Pfund sollte sie wiegen und fünfhundert Dollars kosten. Auf ihr sollte eine Inschrift stehen, die auf deutsch so lautet: „Auf Befehl der Provinzialversammlung von Pennsylvanien, für das Stadthaus der Stadt Philadelphia, 1752.“ Darunter die Worte: „Verkünde die Freiheit dem ganzen Lande und allen seinen Bewohnern.“

Diese Glocke kam im August des Jahres 1752 auf dem Schiffe „Matilda“ in Philadelphia an. Als sie aber einige Tage später auf ihren Ton geprüft und

geläutet wurde, bekam sie einen Sprung. Sie wurde in Philadelphia umgegossen, und endlich im Juni des Jahres 1753 im Stadthausturme aufgehängt. Sie hatte einen guten Klang und es wurde gar vieles mit ihr eingeläutet, bis sie am 4ten Juli 1776, die Unabhängigkeit Amerikas verkündete.

Bis zum Jahre 1835 wurde „die Freiheitsglocke" bei allen wichtigen Anlässen geläutet, so auch am 6ten Juli desselben Jahres bei dem Begräbnisse des Oberrichters John Marshall. Da zersprang die Glocke.

Jetzt steht sie ton- und klanglos in der Vorhalle des alten Stadthauses zu Philadelphia, der „Unabhängigkeitshalle," ein Wahrzeichen vergangener großer Tage und eine Mahnung zur Erhaltung unserer Freiheit und Unabhängigkeit.

100. Thomas Jefferson.

Thomas Jefferson, der dritte in der Reihe unserer Präsidenten, wurde im Jahre 1743 zu Shadwell in Virginien geboren. Von seinem achtzehnten Jahre an studierte er die Rechte und ließ sich 1767 als Advokat nieder. Zwei Jahre später wurde er Mitglied der gesetzgebenden Versammlung des Staates, wo er bereits damals einen Versuch zur Befreiung der Sklaven machte. Jefferson zeigte sich bald als eifriger Patriot. Nachdem er in den Kongreß gewählt war, entwickelte er auch dort eine große Tätigkeit. Zusammen mit Adams, Franklin und anderen

entwarf er die berühmte Unabhängigkeits-Erklärung, die mit geringen Veränderungen am vierten Juli 1776 vom Kongreß angenommen wurde. Von 1779 bis 1782 war Jefferson Gouverneur von Virginien. Im Jahre darauf war er wieder im Kongresse tätig und veranlaßte das Gesetz, welches die Sklaverei von den nordwestlichen Territorien ausschloß. Nachdem er nun vier Jahre lang amerikanischer Gesandter in Paris gewesen war, trat er als Staatssekretär in Washingtons Kabinett ein. Später zog er sich auf sein Landgut Monticello in Virginien zurück, wurde jedoch bald zum Vicepräsidenten unter Adams und dann im Jahre 1800 zum Präsidenten gewählt, welches Amt er zwei Termine hindurch bekleidete. Während seiner ersten Amtsdauer erwarb er für die Union durch Ankauf das jetzige Louisiana und ungeheure angrenzende Ländereien. Er starb am fünfzigsten Jahrestage der Unabhängigkeits-Erklärung, am vierten Juli 1826.

GERMAN TEXTS

ELEMENTARY

	PRICE
ARNOLD. Ein Regentag auf dem Lande (Kern)	$0.25
ARNOLD. Fritz auf Ferien (Thomas)	.30
BAUMBACH. Im Zwielicht, Vol. I. (Bernhardt)	.65
BAUMBACH. Im Zwielicht, Vol. II. (Bernhardt)	.65
BAUMBACH and WILDENBRUCH. Es War Einmal (Bernhardt)	.65
BENEDIX. Der Prozess, and WILHELMI. Einer Muss Heiraten (Lambert)	.30
FAHSEL. Allerlei	.25
FICK. Dies und Das	.25
FICK. Neu und Alt	.30
GRIMM. Kinder- und Hausmärchen (Vos)	.45
HEYSE. Anfang und Ende (Lentz)	.30
HEYSE. Das Mädchen von Treppi (Bernhardt)	.30
HEYSE. L'Arrabbiata (Lentz)	.30
HILLERN. Höher als die Kirche (Dauer)	.25
KERN. German Stories Retold	.30
LEANDER. Träumereien (Hanstein)	.35
MÜLLER. Neue Märchen (Little)	.30
RIES. Easy German Stories (Biermann)	.35
SCHRAKAMP. Ernstes und Heiteres	.35
SEIDEL. Die Monate (Arrowsmith)	.25
SEIDEL. Der Lindenbaum, etc. (Richard)	.25
SEIDEL. Leberecht Hühnchen und Andere Sonderlinge (Bernhardt)	.50
SPYRI. Rosenresli, and Der Toni von Kandergrund,	.25
STOLTZE. Bunte Geschichten	.30
STOLTZE. Lose Blätter	.30
STORM. Immensee (Dauer)	.25
STORM. Im Sonnenschein, and Ein Grünes Blatt (Swiggett)	.25
ZSCHOKKE. Der Zerbrochene Krug (Berkefeld)	.25

AMERICAN BOOK COMPANY

FOUNDATIONS OF GERMAN

By C. F. KAYSER, Ph. D., Professor of German, Normal College of the City of New York; and F. MONTESER, Ph. D., Head of German Department, De Witt Clinton High School, New York.

$0.80

THIS course reduces to a minimum all preparatory work, and introduces the learner at the earliest possible moment to the literature of the language. Among its distinctive features are:

I. It includes only topics absolutely essential for any progress whatever, and it presents them as briefly as is consistent with perfect clearness.

II. It makes large use of "the living grammar." In this way it enlivens instruction in grammar, stimulates self-activity, and develops the feeling for correctness, which is the chief thing to be looked for in all language study.

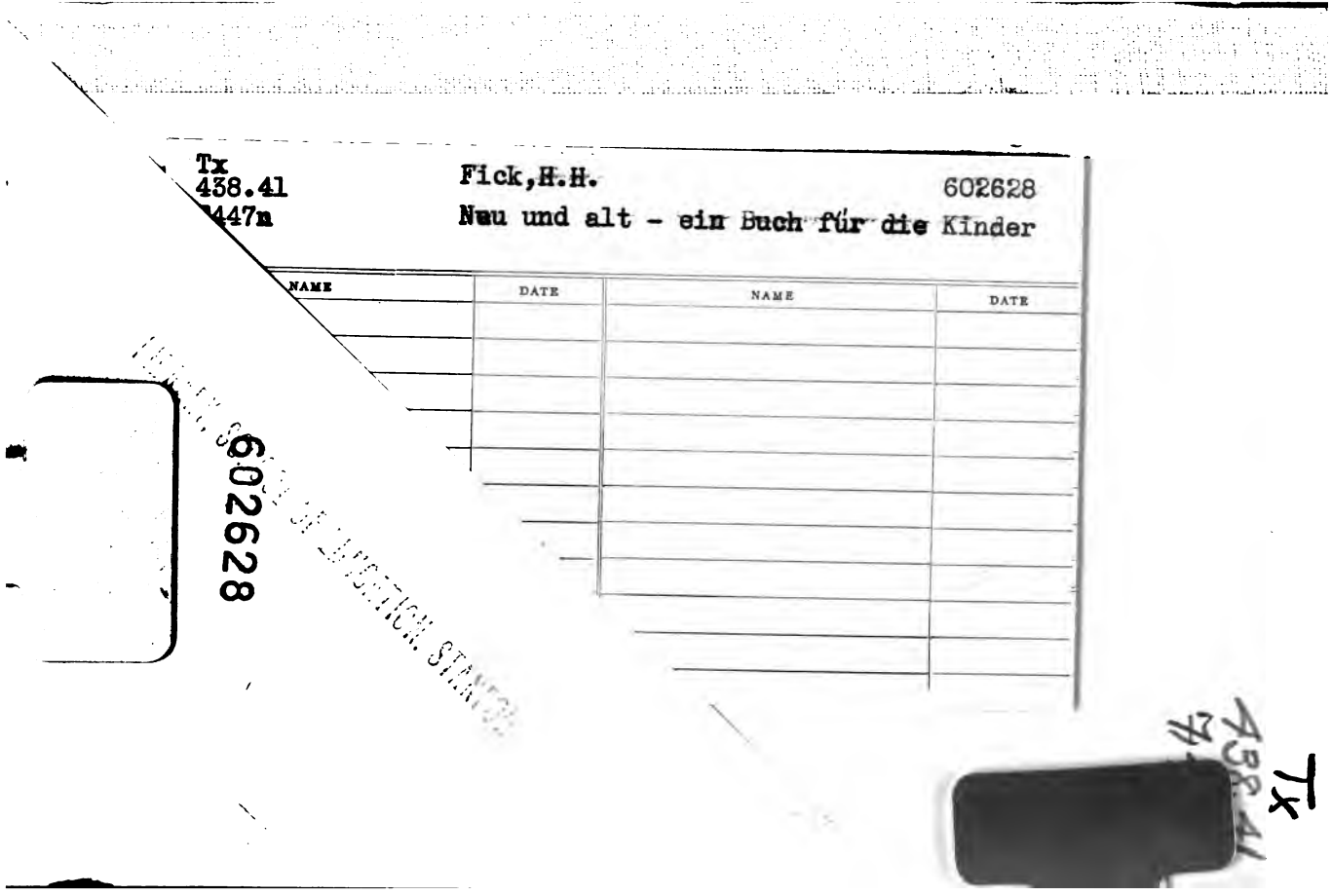
III. It lends itself excellently to conversational practice. The vocabulary has been selected very carefully from every-day language, and the phrases of the German exercises are all of a colloquial and strictly idiomatic character. While primarily intended to illustrate definite grammatical phenomena, their tone and language are so natural that whole exercises may be turned into impromptu conversation, thus combining drill in speaking and in grammar. This is still more true of the connected readings, which are very simple.

IV. It offers a firm foundation on which a solid superstructure can be erected. The lessons are steadily progressive; no attempt is made to minimize difficulties at the beginning. The English exercises give the pupil a chance to test his knowledge and power, while the exercises in word formation stimulate his interest in the building up of his vocabulary, which will be of great service in future sight reading.

AMERICAN BOOK COMPANY

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below

50M—9-40


Tx
438.41
447n
Fick,H.H.
602628
Neu und alt - ein Buch für die Kinder
NAME
DATE
NAME
DATE
602628
Tx

A B C